



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Constantinopel

Schulze-Smidt, Bernhardine

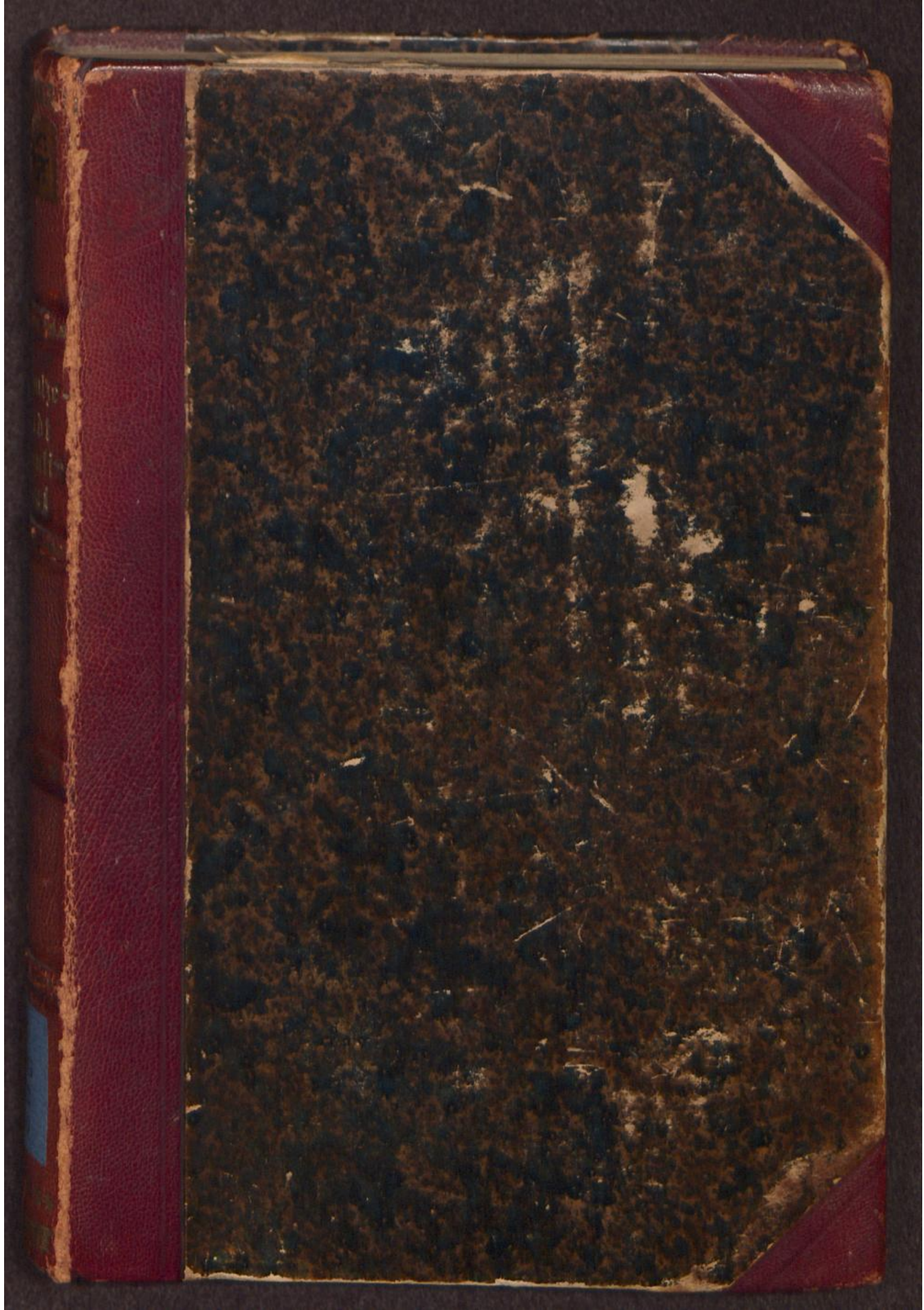
Dresden [u.a.], 1897

urn:nbn:de:gbv:46:1-4267

V. 24
397

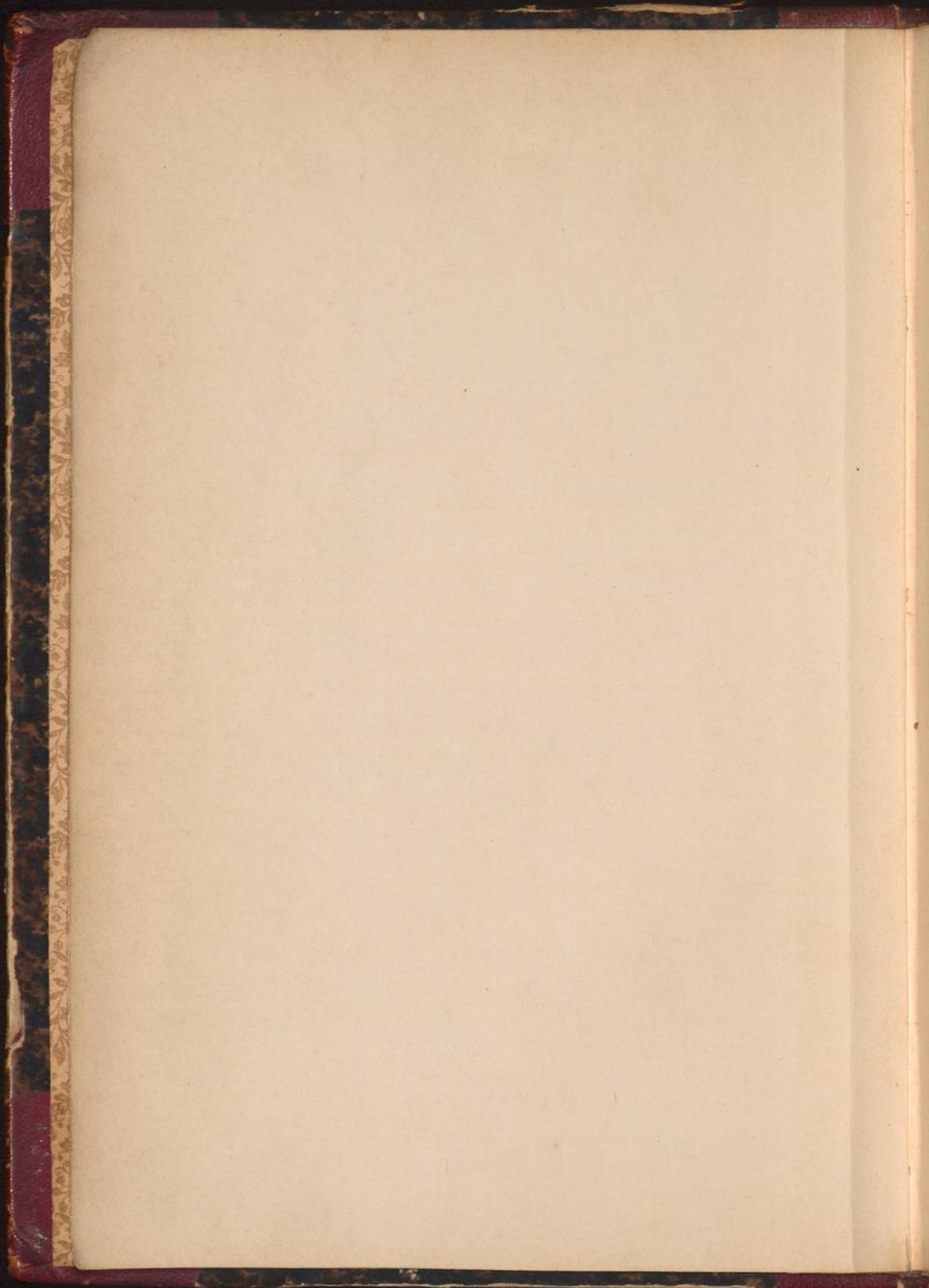
B. Schuber
Smidt
Constanti
nopol

R
REG
902
650

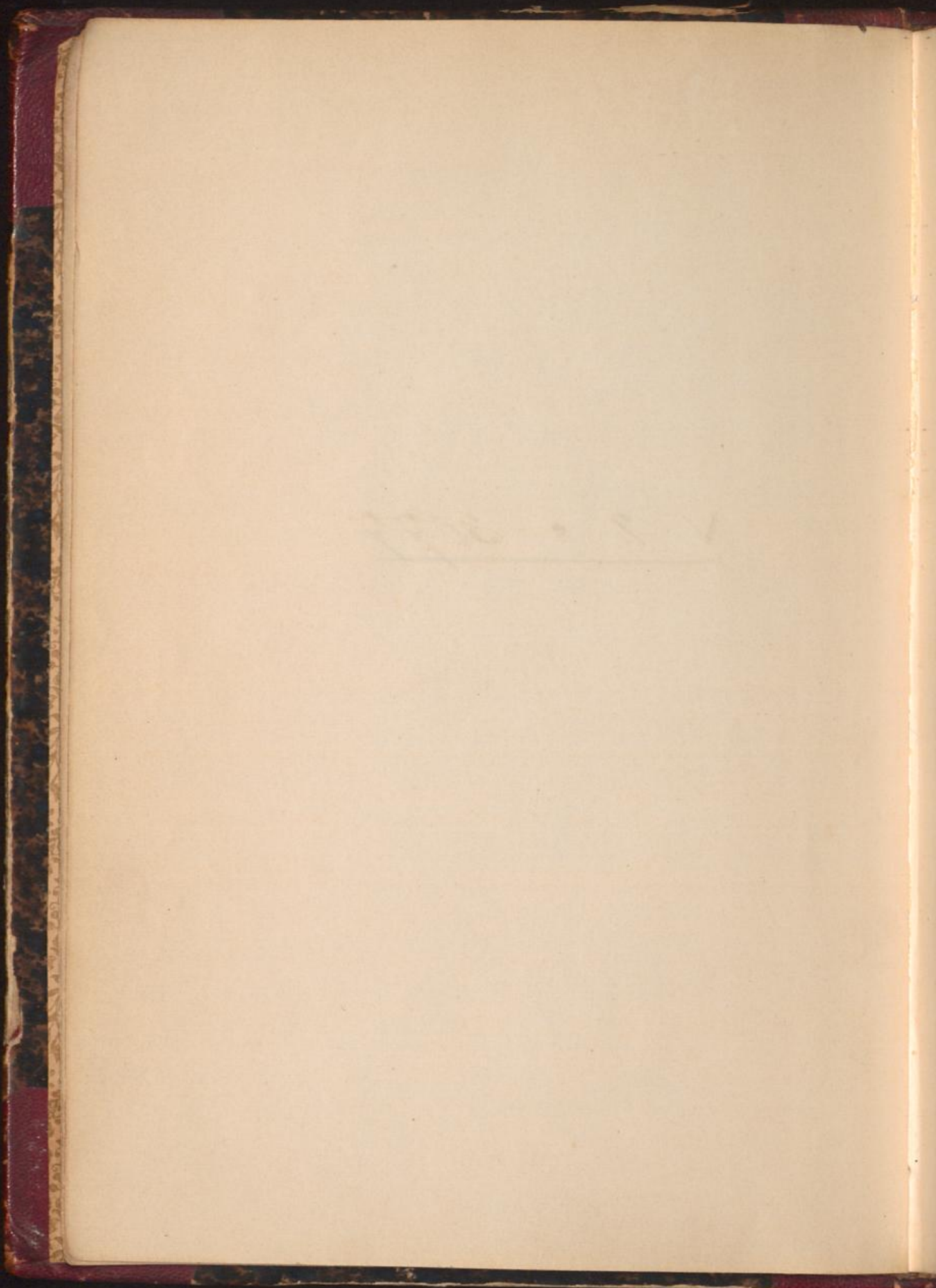








V. 2. e. 3077.



Constantinopel.





Constantinopel.



Friedliche Reiseerinnerungen

von

B. Schulze-Smidt.



Dresden und Leipzig.

Verlag von Carl Reikner.

1897.

R
reg
902
650



XO 1650

Seiner Excellenz

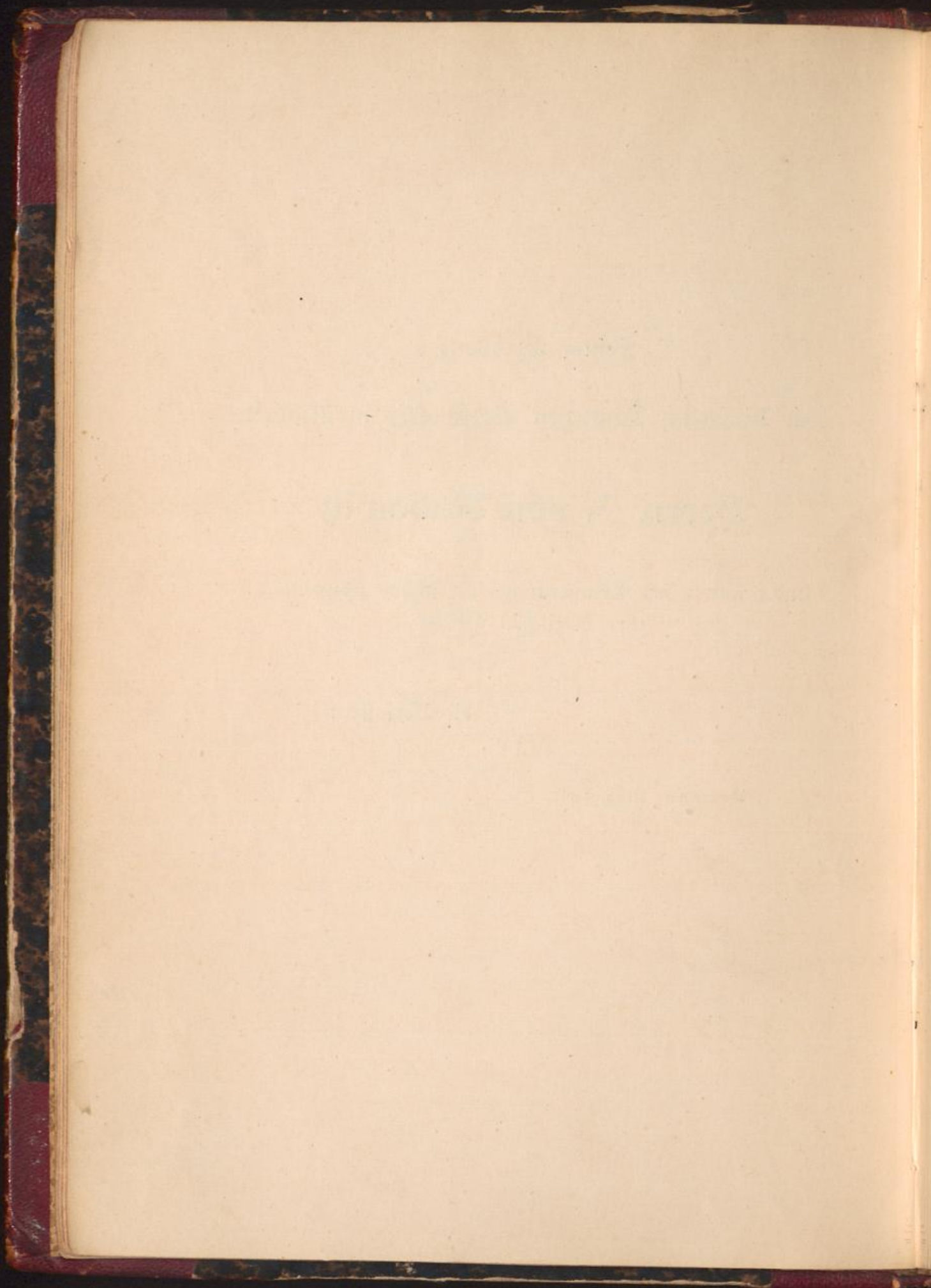
dem Kaiserlich Deutschen Botschafter in Madrid

Herrn J. von Radowitz

sendet mit diesen Erinnerungen an schöne Sonnentage
ihre herzlichsten Grüße

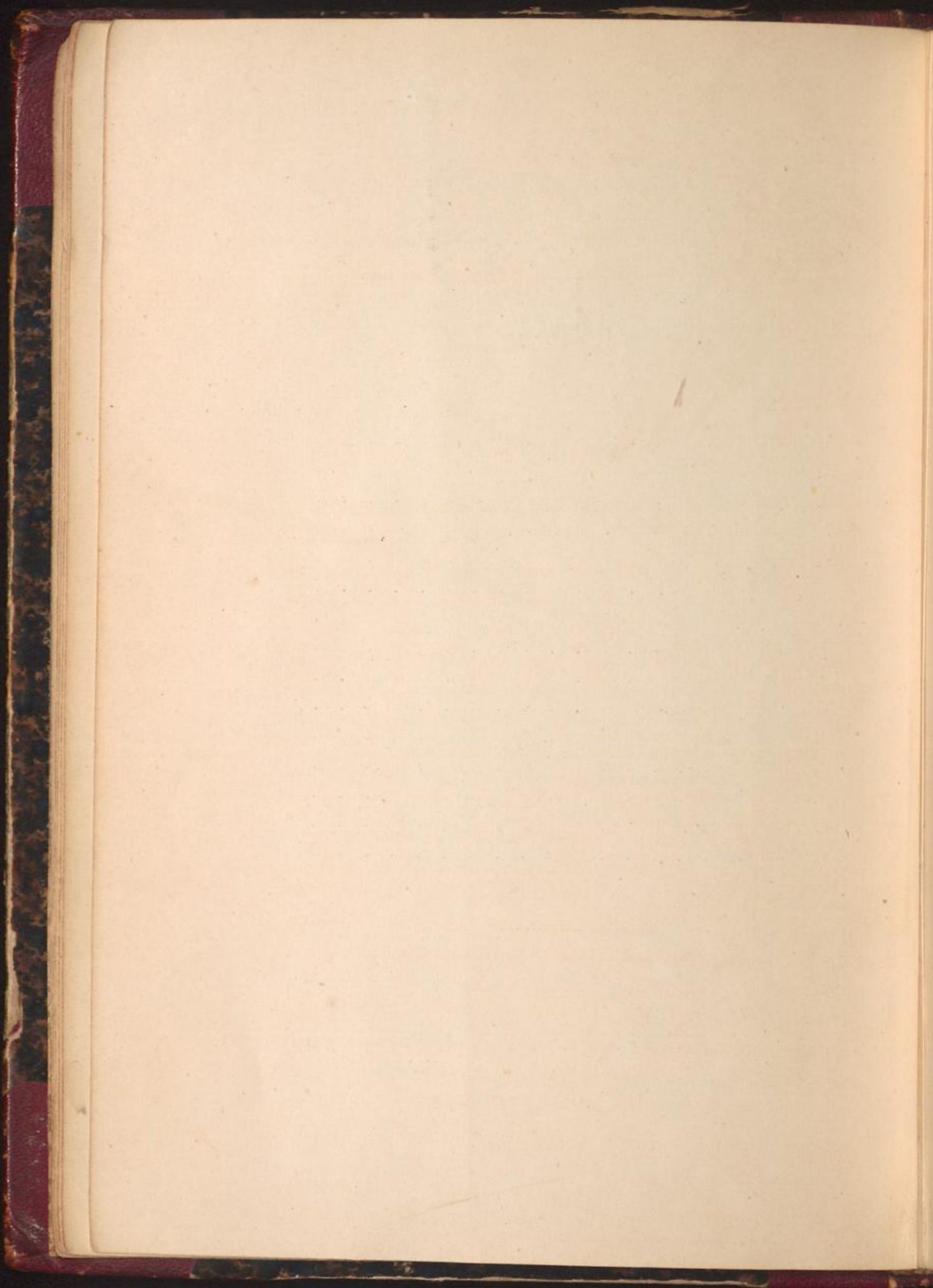
die Verfasserin.

Bremen, März 1897.



Inhalt.

	Seite
I. Unterwegs	1
II. Classischer Boden	10
III. Erstes Genießen	28
IV. Stambul	39
V. „Miskinhané“ I	51
VI. „Miskinhané“ II	55
VII. Der Fünfzehnte des Ramasan	79
VIII. Unter Schätzen	91
IX. Griechische Dstern	102
X. „Kütschük-Bairam“	116
XI. Allerhand Bairamspoesie	127
XII. „Rufaï“	144
XIII. „Mewlewi“	160
XIV. „Eheu fugaces!“	170
XV. Heimwärts	183





I.

Unterwegs.

An Bord des „Douro“, 5. April 1891.

In Paris hatten wir den vollen Winter zurückgelassen. Schneeflocken, Kälte, Coaksfeuer im Marmorcamine, an dessen Gluth das Gesicht verbrannte, während der Rücken fror, — jetzt, fünfzehn Stunden später, als die peinvolle Nachtfahrt mit dem train rapide zu Ende geht und der Morgensonnenschein sich aus den Nebeln und Regentwolken löst, blüht uns der Frühling entgegen. Ueber die fruchtbare, südfranzösische Ebene hinweg ziehen sich unabsehbare Reihen rosenrother Mandelbäumchen, blendend weißer Schlehdornhecken, milchweißer Kirschblüthen in dicht gedrängten Bouquets. Die weiten Wiesen mit Iris und Safran und purpurnen Anemonen gestickt; und als Rahmen des lachenden Bildes hellgraue Felsenketten, lehmfarbene Häuser mit Ziegeldächern, beschattet von silbernen Oliven, schwarzen Cypressen und leuchtendgrünen Evonymusgebüsch. Nun treten weichgeformte Hügel in duftiger Ferne an Stelle der Felsen, und kurz vor Marseille, als unser Zug aus dem Duster des langen Tunnels ans Tageslicht braust, liegt vor den überraschten Blicken das blaue

mittelländische Meer und Marseille, in Sonnenglanz gebadet, eingesäumt von feinen lieblichen und malerischen Küstengeländen.

Das raschpulsirende Leben der großen Hafenstadt macht alle Müdigkeit verfliegen. Wie fieberhaft aufgereggt das Straßentreiben. Ein Gewirr aller Zungen und Nationen. Man glaubt wahrlich die „Colonien“ der Pariser Weltausstellung abermals zu durchwandern, nur daß die Scenerie packender ist. Blendende Häuserreihen — alle Stylarten durcheinandergeworfen, — grelle Aushängeschilder in zwanzig verschiedenen Idiomen, kahle Platanen und spitze Cypressen in den Gärten, und nach dem Hafen zu überall ein feines Gezwitscher und lautes Geschrei ausländischer Vögel, die in großen Käfigen in Fenstern und Thüren hängen. Die Verkäufer daneben, passive Gesellen in Fez und Binnenturban und von beobachtenden Mienen, bis der Käufer kommt. Dann beginnt das Gesticuliren, Bethuern und Feilschen. Vor den Cabarets Neger und Beduinen, ganze Trupps leichtfüßiger Dirnen, die sich große schwarze Locken in die kurzen Stirnen geklebt haben und Blumen im Zottelhaar tragen und gestreifte Seidentücher um den Busen. Seitab von der prächtigen, langen Rue Cannebière der Blumenmarkt, wie ein Märchentraum. Was da Alles in Körben und Schalen und schlanken Thonkrügen blüht und betäubend duftet, schildern läßt sich kaum. Diese übertrieben üppigen Rosen und Nelken, Flieder, Narzissen, Jasmin und Goldlack. Diese Lilien und Glocken an langen Stielen, diese goldene Bällchen im allerzartesten Federlaube. Man berauscht sich an solcher Frühlingspracht.

Nur allzu rasch verfliegen die wenigen Stunden bis

zur Abfahrt des Dampfers. Ein drolliger, alter Kutscher, weißhaariger Mulatte mit schlauen Schwarzaugen, carriolt mich in einem leichtsinnig hüpfenden Wägelchen spazieren. Selbstredend versucht er's, mir einen enormen Preis zu machen, bis es ihm klar wird, daß mein Französisch mit dem seinigen recht gut fertig wird. Da einigen wir uns gütlich und fahren zum Hafen hinunter. Theergeruch durchdringt die heiße Luft, Mittagsruhe liegt über dem brennenden Pflaster, und die Mastspitzen und Schlöte ragen bewegungslos gen Himmel. Ueberall liegen und hocken Gruppen von Arbeitern und Matrosen, essend, rauchend, Morra und Würfel spielend oder schlafend, die volle Sonne im Gesichte. Da und dort werden Fässer gerollt, Ballen verladen, Taue entwirrt; aus der Ferne eintöniger Regesang in melancholischer Moll-Tonart, hier, am Brellstein, hockt ein Bursche im Fez und klimpert auf einer Mandoline mit zwei Saiten: er berührt sie mit einem schwarzen Stäbchen. So und so viel hübsche und häßliche, zahme und wilde Jünglinge halten unseren Wagen auf und erbieten sich, mir die „grands bateaux“ zu zeigen, aber mein Kutscher, der die ganze Zeit geschwätzt hat wie ein Wasserfall, leidet es nicht.

Mitten auf der Straße läßt er sein Pferd stehen, steckt ihm die Nase in den Futterack und führt mich selbst. In zwei unglaubliche Tavernen lockt er mich, fingirt qualvollen Durst, stillt ihn auf meine Kosten und bringt mich dann durch lauter Magazine, Lagerhäuser, Stapelhallen und Schuppen, an verwunderten und hohnlachenden Männern vorbei bis zu der Stelle, wo mein schlicht aussehender „Douro“ neben einer stolz und stattlich herausstarrten „Gironde“ vor Anker liegt, die sich zugleich mit dem

„Douro“ auf die Fahrt machen will. Dieser nach Batum über Constantinopel, jene nach Alexandrien über Smyrna.

Um vier Uhr lichten wir die Anker. Nun heißt's, die wuchtige Hôtelrechnung verschmerzen und heiteren Sinnes in die vielverheißende Ferne hinausblicken, ein bittendes Wort zu Aeolus und Neptun aussenden und den Reise-
genossen guten Willen entgegentragen. Denn thöricht ist, wer sich auf Reisen zum Hochmuthsnarren macht. Leicht knüpfen, heiter lösen, gemeinsam genießen und sich in der Noth des Augenblickes beispringen, das ist das Beste.

Kein deutsches Gesicht, kein deutsches Wort auf diesem französischen Schiffe und trotzdem, ungemüthlich ist's nicht. Denn die Gesellschaft ist klein, bunt, und zum Glück steht jedes ihrer Glieder ungefähr auf gleicher Bildungsstufe. Meine Cabine theilt eine alte Griechin mit mir, ein ungemein sanftes, liebliches Gesicht unter dichten, grauen Scheiteln, sprechende Braunaugen, zarte Hände und im Wesen jene lässige Weichheit, die sich bei ihren Landsmänninnen gern mit allzu üppiger Körperfülle verschwifert. Dieser feinen, schlanken Greisin steht sie wunderschön. Und dann haben wir ein vornehmes Armenierpaar, stolz, kühl, prachtvolle Züge, brennende Augen, mit ihnen ein dreijähriges Knäbchen, ein Murillo'sches Christkind, und dabei der lebenswürdigste kleine Pariser Gamin, drollig, anmuthig, zierlich, zum Küssen. Außer ihnen Engländer, Franzosen, Jünglinge, die sieben Sprachen reden, und Andere, die sich in allen lebenden und todten Sprachen ausschweigen, bis Musik und Karten, Wind und Wellen sie beredt machen, hülfreich für die Damen, heiter mit den Genossen. Ein geistvoller Pariser nennt solche ephemeren Freundschaften „Cigarettenfreundschaften“, kurz von Dauer,

aber ihr feiner und pikanter Duft haftet noch eine ganze Weile, nachdem die Cigarette längst zu Asche geworden ist: die Erinnerung an sorglose und genußreiche Stunden, an getheiltes, kleines Leid und sprudelnden Humor. Keine Vergangenheit, keine Zukunft, ein goldener Schleier über Jedermann's „Skelett im Hause“. In der Erfüllung dieser Bedingungen liegt der prickelnde Reiz des ungebundenen Reisens mit fremden Genossen. Die Aufzählung etwaiger Enttäuschungen sei jenen Ernsthaften überlassen, die nicht aus Freude am Fremden und Schönen, sondern um des Gewinnstes und des siechen Körpers halber oder als firtelnder Mörgler in die herrliche Welt hinausziehen.

Die Taue werden aufgewunden, die Flaggen gehißt. Marseille, dessen Ausläufer schon wie ein Stückchen Orient anmuthen, verschwindet. Château d'If, wo der geheimnißvolle Mann mit der eisernen Maske gefangen saß, tritt zurück, dann die Leuchtthürme. Nur das Wahrzeichen der Stadt, die Kirche Notre Dame de la Garde, lichtgrau auf hohem, lichtgrauem Felsen, ihr zu Füßen ein schwarzes Pinienwäldchen, bleibt noch lange sichtbar; die goldene Spitze funkelt in den letzten, schrägen Sonnenstrahlen. Dazu sinkt der Abend, dann die Nacht; der Regen rauscht, der Wind pfeift, und das Meer wirft hohe Wellen. Die Seekrankheit schleicht von Cabine zu Cabine und sucht sich ihre Opfer.

Kalt und grau dämmert auch der nächste Morgen, und da die Seekrankheit an mir vorübergegangen ist, rette ich mich aus Dunst und Wust mit meiner Tasse schwarzen Kaffees und meinem Winterpelze auf Deck und sitze dort in der Einsamkeit. Nichts vom Süden; ein weites, steinern glattes Meer ohne Bläue, ohne belebende Wellenkämme,

die heranbrausen und zurückjagen. Als schwarzer Streifen zieht das Kielwasser mit uns, der Horizont ist uferlos. Allmählich kriecht eine sehr kleinlaute, vermummte Gesellschaft aus der Tiefe der Cabinen hervor, setzt sich in nachdenklichen Gruppen auf die sommerlichen Gartenbänke unter dem Zeltdache und wartet. Endlich, gegen Mittag, fliegen plötzlich die Wolken auseinander, und unser stattlicher Capitän, der das ausgeprägteste „Français d'Avignon“ mit „mateng“ und „démeng“ spricht, kommt mit urfidalem Gesichte von seiner Brücke herunter, stellt sich breitbeinig auf den wiegenden Boden und zwirbelt seinen Napoleons-Schnurrbart: „Eh ben! voilà un temps splendide!“

Ja, ja! Das ist ein Sonnenschein, um das Eis zu brechen. Das graue Meer wird zu einer Riesenkornblume, und der Himmel steht wie ein Berggiftmeinnicht darüber. Der Schiffsarzt, ein Geist des Widerspruchs, der uns Allen seine speciellsten Ansichten einzupfropfen bestrebt ist, packt ärgerlich seine Medicamente in den Kasten und hüllt sich von nun ab in undurchdringliches Schweigen. Die „Camériste“, die in den Cabinen nichts zu thun hat, setzt sich mit dem biedereren Strickstrumpf vor das Türkenzelt, und die fünf Geflügelhändler unter diesem Zelte, schweigsame Männer mit adlernasigen Gesichtern und rothem Leibgurt über dem faltigen Beinkleide, kochen ihren Pilaf aus Reis und Huhn und liegen den Rest des Tages, blinzelnd, dem süßen „Keff“ hingegeben, auf dem Bauche, oder hocken bei der Wasserpfeife.

Die Passagiere befreunden sich mit der Schnelligkeit des Dampfers. Wir sind nur sechszehn an der Zahl und Alle aus guter Familie. Gott weiß, woher all' die Beziehungen von Einem zum Andern stammen, die sich ur-

plötzlich ergeben. Lustig wird geschwatzt: Englisch, Französisch, Griechisch, Armenisch — mehr oder minder mangelhaft — kein deutsches Wort mischt sich ein. Die Zurückhaltendsten finden sich, angesichts dieser entzückenden Welterschönheit, zusammen, wie alte Bekannte. Da sind schon die Felseninseln der Liparen und Bögelchen mit orange-gelber Brust, die der Wind vom nahen Lande zu uns hinüberträgt, setzen sich süß zwitschernd auf Keeling und Tauwerk des „Douro“. Klein-Aram, unser Murillo'sches Armenierbübchen, macht Jagd auf die flüchtigen Gäste. Als ich unser deutsches Kindermärchen erzähle, von der Prise Salz, die man den lieben Thierchen auf den Schwanz streuen muß, um sie sicher zu greifen, ruht er nicht, bis ich drunten im Salon das Salzfaß für ihn plündere, und nun steht er oben im Sonnenschein, ein wahrer kleiner Fakir der regungslosen Geduld, die großen Schwarzaugen weit geöffnet, die langen Locken um die feuerfarbene Seidenblouse fliegend, die Prise Salz zwischen den braunen Fingerchen, bis das graue Wolkengebilde über der Pyramide des Stromboli, Aulus Serenus „Insula perdita“, sein Interesse ablenkt. Reck und launisch gestaltet liegen diese Eilande im Meer, vegetationslos, so scheint es, mit vorgelagerten Rissen, an denen starke Brandung empor-spricht, da und dort ein Paar Fischerhütten, da und dort ein Zickzacksteig bergan und bergab zu schmalen, sonnen-heißen Schluchten. Die ganze Felscolonie auf dem lachenden, glatten Meere hat etwas Todtes und Unirdisches, alle Schatten so scharf und hart, nirgends ein belebendes Kinnwasser — „vom Monde herabgefallen,“ möchte man ausrufen.

Eben ehe wir zum Diner treppunter geläutet werden,

biegen wir scharf nach rechts; die Meerenge von Messina thut sich auf. Schwere Gewitterwolken lagern über den calabrischen Bergzügen; die Höhen umschleiernd, die Pinien und Lorbeerhecken noch düsterer machend. Wie eine kriechende Raupe windet sich ein winziger Bahnzug, mit einem puffenden, weißen Wölkchen an der Spitze, von Tunnel zu Tunnel, die Städte und Dörfer längs der Küste, das jenseitige Messina, das sich reizend am Hange emportreppelt mit hellen Häusern und grünen Gärten, Reggio, in's Meer hinausgebaut, glitzernd im grellen Sonnenschein, wie electrisch beleuchtet. Raum daß man Zeit hat, das eigenthümliche Landschaftsbild zu verwirklichen. Dazu die Illusion, daß man ruhig vor einem wandelnden Panorama sitzt; denn das Schiff schwankt nicht, stampft nicht, kein Glas klirrt, kein Teller bebt, während wir im getäfelten Salon bei Lampenlicht und behaglicher Unterhaltung das vorzügliche und reichhaltige Diner nehmen. Wie rasch ist man doch bekannt geworden, so sehr, daß man die Möglichkeit, sich vielleicht nach kurzen drei Tagen schon für's Leben wieder zu trennen, gar nicht in Erwägung zieht. Ich möchte, ehe ich diesen ersten Reisebrief schließe, ein Wort zu Gunsten der Route Paris—Marseille—Constantinopel sagen, freilich nur mein einseitiges Urtheil, aber jedenfalls eines aus frischer Erfahrung. Abgesehen von der erstaunlichen Billigkeit (250 Francs von Paris I. Klasse, Eilzug nach Marseille und von dort fünf bis sieben Tage Seereise I. Platz, Wein und Verpflegung eingeschlossen) ist man außerordentlich gut aufgehoben. Die Sauberkeit unseres Schiffes in allen Räumen tadellos, die Küche fein, Bedienung und Mannschaft von liebenswürdiger Höflichkeit und Aufmerksamkeit. Dazu die Schlafcabinen, die zu beiden Seiten eines

großen luftigen Corridors, getrennt vom Salon, liegen, weit angenehmer, als die anderer größerer Dampfer. Man hat auf dem „Douro“ nicht das Kasten- und Kojensystem, sondern leichte, frei gegen die Wand stehende Eisenbettstellen, ausreichend viel Raum zum Sitzen und Sich-bewegen, Wasser im Ueberfluß zur Toilette und Licht, wie man's sonst nur in luxuriösen Dampfern findet, wo die Schlafgemächer mit Raffinement ausgestattet sind. Der „Douro“ nimmt nur Passagiere erster Klasse und Deckpassagiere, wie unsere Türken. Jetzt ist's noch in auf dieser lustigen Zufluchtsstätte; Platz für Gebetsteppiche, Waschungen, Umher-schlendern; aber unser alter, griechischer Pilot mit den klugen Augen und dem langen weißen Schnurrbart schnalzt mit der Zunge, hebt den Blick gen Himmel, zieht die Brauen hoch und macht eine Geste über das stille, saubere Reich der fünf Geflügelhändler hin:

„In Syra: da wird es anders!“

Warten wir's ab — morgen sind wir im griechischen Archipel.





II.

Classischer Boden.

Da ist mein Land, Madama, das Land der schönen Venus: Milo. — Sie kennen unsere Venus, Madama?"

„Aber natürlicher Weise, Pilot.“

„Eh! Diese große Venus! In Paris thun die Leute, als wäre unser Eigenthum das ihrige.“

„Weshalb habt ihr Miloten eure Venus denn verkauft?"

„Eh! eh! Man braucht doch Geld — was wollen Sie, Madama? Die Söhne möchten besser genießen und mehr besitzen und haben weniger, als die Väter. Es ist eine verrückte Zeit. — Pazzo, Madama. — Aber wir haben unsere Venus doch noch, grâce à Dieu: — auf dem Siegel der Mairie.“

Der philosophische Pilot, der Italienisch und Französisch — beides mit merkwürdig guter Aussprache — radebrecht, steht mit mir vor der Commandobrücke und zeigt mir da drüben am Horizonte seine Heimathsinsel: einen kühnen Felsen mit Vorland, das ganz im Schleierdust des

Morgens liegt, und nun taucht das classische Alterthum vor Augen und Gedanken auf: ein steiniges Eiland neben und hinter dem anderen, reizende und feste Formen: Cythera, Paros, Naxos, Tinos. Der Himmel ist von brauendem Nebelgewölk bedeckt, das Meer von stumpfem Kobaltblau, der Wind so frisch und kalt, wie droben im Norden bei uns. — Dann, um halb ein Uhr, als die Mittagsgluth heiß über der Welt liegt, haben wir Syra erreicht.

Unsere Herren streiten ergrimmt darüber: ob die Alten diese strahlende Hügelstadt Hermopolis oder Heliopolis genannt haben. Ich meine: Beides paßt, denn Licht strömt von ihr aus, und geschäftiges Leben pulst und strömt durch sie hin, wenigstens heute. Wenn ich an Syra zurückdenken werde, kann das niemals ohne den Titel geschehen, den ich meinen vier Stunden in guter Gesellschaft auf diesem schönen Eilande unwillkürlich geben muß und an die Spitze meiner kleinen Schilderung setzen möchte:

„Ein Idyll auf Syra.“

Wir haben den Leuchtturm umfahren und die Stadt vor uns. Zwei große Hügel, an denen sich die schnee-weißen Häuser mit ihren flachen Dächern über einander bauen. Links das katholische, rechts das orthodox-griechische Syra. Blendend weiß: Marmor, Marmor, wohin man sieht, nur ganz vereinzelt ein Ziegeldach oder blaßblau oder zartgrün bemaltes Gemäuer. Kein Baum sichtbar, außer einer kohlschwarzen Cypresse da und dort. Ein Bild von wunderbarer Farbenfeinheit und Stimmung.

Als das Schiff anlegt, stürzen wild gesticulirende Barkenführer auf uns ein und enttäuschen mich grausam. Sie tragen carrirte Beinkleider und Jacken, ordinäre Schirmkappen, und ihre schmutzigen Gesichter sind frech und krumm-

nasig, kein einziger düsteräugiger Drest, kein weichgelockter Pylades dazwischen. Was hilft's, die Enttäuschung muß würdig getragen werden. Wir nehmen uns zu Dritt eine Barke: ein eleganter junger „Comte“, Kyria Samakoglou (meine Cabinengenossin) und ich, und das fragwürdige Subject im carrirten Anzuge, das sich des romantischen Namens „Panayoti“ erfreut, befördert uns an Land.

Ah! nun haben wir die Poesie in hellen Haufen. Ein Gewimmel malerischer Trachten. Da wandern sie und sitzen vor den Cafés, Alt und Jung, in blauen Hosen, sehr hauschig bis zum Knie, sehr eng von dort ab bis zum feinen Fußknöchel fast und dazu die rothe Schärpe, die griechische Jacke, das lang betroddele Fetz. Schöne Gruppen! Hier ein Alter in der weißen, hundertfaltigen Justanella, das Grauhaar mit rundem Kamme scharf aus der Stirn zurückgenommen, der graue Schnurrbart hängt zu beiden Seiten des glatten Kinnes nieder, die Augen unter zottigen Brauen blicken schon trübe, aber die Wasserpeife schmeckt noch. Dort ein Hirt im Schaspelz, slavische, stumpfnasige Züge, und gerade vor uns her geht eine herrliche Gestalt, den Pelz über die linke Schulter geworfen, das wunderschöne Profil mit großen, dunklen Augen stolz gehoben, die nervige Hand, die, nach türkischem Muster, den „Tisbeh“, die „Perlenschnur des Zeitvertreibs“ trägt, eingestemmt. Das ist ein Sohn der tangetischen Berge, und er kommt mit all den Uebrigen von der Nachbarinsel Tinos, wo man ein hohes Fest in der berühmten Wallfahrtskirche gefeiert hat. Wir folgen ihm bis zur Kirche des heiligen Nicolao's. Unterwegs versperrt uns ein ernster Zug den Pfad: ein Matrosenbegräbniß. Gestern haben sie einander in der Hafenschänke bei einem wüthenden Streite erstochen, die beiden frischen

jungen Burschen drüben von der „Erini“, dem stattlichen, griechischen Dreimaster auf der Rhede von Syra.

Man hat sie auf eine Bahre gelegt, als seien sie Brüder gewesen, die Zwei, die an ihrem letzten Lebenstage doch zu Todfeinden geworden waren. Offen liegen sie da, im breiten Sargkasten aneinandergeschmiegt. Die Brustwunde des Blondes sieht man nicht; ein Palmwedel deckt sie zu, der klaffende Stich in der Schläfe des Schwarzen schimmert bläulich-roth durch die Krone von Myrthenreis in seinen Kraushaaren. Mund, Ohren und Nase sind den Todten mit Baumwolle verstopft, damit die entwichenen Seelen nicht in die Körper zurückschlüpfen können und diese damit zum Umgehen als Gespenster verdammen. Die wächsernen Finger der Rechten schließen sich um die kleine Kupfermünze, den „Denar für Charons Rachen“. Heidnische Reminiscenzen überall. Langsam zieht das traurig schöne Bild an uns vorüber. Ein buntes Gefolge von Officieren und Matrosen, Priestern in weißen und grünen Gewändern, kerzentragende Knaben und andere mit Wein im Kruge und Weizenkörnern und Süßigkeiten in mouffelinbedeckten Körbchen. Den Wein werden die Priester über den geschlossenen Sarg sprengen, ehe die Erde ihn aufnimmt, die Körner werden sie in alle Winde streuen und die Süßigkeiten unter Leidtragende und Gaffer vertheilen, damit den Begrabenen ein „gutes Andenken keimt“ und „süße Nachrede“ bleibt. So erklärt es uns der Mann vom Taygetos.

Nun geht's über einen marmorgepflasterten Platz, den Miaulis, des vielbesungenen Freiheitskämpfers, Standbild schmückt und zwei Reihen starker Sagopalmen umziehen. Rechts und links Hecken von blühenden Myrthen und

knospendem Oleander, ein Musikpavillon und ringsum Arcaden, helle Häuser mit flachen Dächern, geschweiftem Gitterwerk oder grellgrünen Läden vor den Fenstern. Die Kirche Sanct Nicolaos farbenstrahlend im Rundbogenstyl, entzückende Krystall-Candelaber, der Bischofssitz, von beflügelten Chimären getragen. Vom Portal aus ein weiter Blick auf das stille Meer und den belebten Hafen.

Nun äußert Kyria Samakoglou schüchtern den Wunsch, eine Jugendfreundin zu besuchen, die sie seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen habe.

„Wollen Sie mich begleiten? Sie wird doch noch gesund in ihren Schuhen stehen, meine gute Penelopi? Und wer weiß, ob sie nicht gar eine schöne Tochter hat durch Gottes Gnade, musié?“ (Dies zu unserem Pariser élégant, und sie erröthet mädchenhaft über ihren gewagten Scherz, die hübsche, zierliche, alte Dame.)

„Musié“ zeigt sich sofort bereit, verschönt im Gehen sein Neußeres mittelst eines Knopflochsträußchens von blühenden Myrthen und knospenden Rosen, sehr bräutigamsmäßig und kleidsam, und nun vorwärts auf die Suche nach „Kyria Penelopi Païko“.

Durch die interessantesten Sträßchen winden wir uns bergauf, Marmorstufen hinan, zu beiden Seiten Obstbuden und Verkaufsstände für die türkische Süßigkeit Rachat-lokoum, eine gallertartige Masse mit Pistazien und Pignoli-Kernen durchsetzt, parfümirt von Rosen, Veilchen, Jasmin und Orange. Da und dort kleinstädtische Läden: Oblatenbilder, Pariser Modenkupfer aus den achtziger Jahren, billige Tricot-tailen und Nürnberger Spielzeugschachteln; dann wieder thönerne Amphoren und Kupfergefäße von völlig antiken Formen. Kurz und gut: ein vergnügliches Mixtum compositum.

Kyria Samakoglou jedoch ahnt nicht, wo ihre Freundin wohnt. Sie fragt einen der Obsthändler, der sich gerade sein Mittagsmahl aus verschiedenen Körben und Tönnchen componirt: Apfelsinen (Portukali sagt man hier), Oliven, grünen Erbsen und Pistazien: „Fystiki“ genannt. Er macht die charakteristische Klein-Bewegung: Zurückwerfen des Kopfes und Zungenschmalzen. Er weiß es nicht. Sofort sammelt sich ein großer Volkshaufe um uns her: hohnlachende Jungen, Mädchen mit Kopftüchern und stark gelocktem, fliegendem Haare, Bettler, „Lemoniá“-Händler, die in den Händen einen Zweig mit den schönsten ihrer Citronen tragen. Das schreit und gesticulirt und zeigt nach rechts und links.

„Kyria Païko?“ — „Kyria Penelopi?“ — „Malista! — sie ist todt!“ — „Sie ist verreist!“ — „Occhi! occhi! sie ist zu Haus!“ — „Sie ist hinüber nach Tino gefahren.“ „Nè — ich habe selbst gesehen, wie sie den Fuß in des Andhoni Barke setzte — —.“ Unsere reizende Kyria Samakoglou erröthet vor Schrecken über ihr ganzes altes Gesichtchen, und der Pariser fragt schließlich das Praktischste mit Geste und gebrochenem Schulgriechisch:

„Wo ist ihr Haus?“

„Ah! ah! ah!“ Vier Menschenkinder stürzen uns voraus bergan, acht folgen uns im Trab, und endlich zeigen uns ein Duzend brauner Finger und zwei Duzend glänzender Augen die kleine Pforte, mit dem Marmorbogen darüber geschwungen, hinter deren feinem Gitterwerk Kyria Païko hauset. Wir treten ein. Die inneren Hofmauern in verwaschenem Himmelblau gemalt, sie umgrenzen einen wilden Garten und flatternde große Wäsche, die sich auf's Dringendste nach einer deutschen Hausfrauenstopfnadel sehnt. Durch das gähnende Loch einer dieser linnenen Leibesböhlen

gewahren wir einen lieblichen und einen häßlichen jungen Blondkopf. Ein helles „Ai! ai!“ des Schreckens ertönt, als wir eintreten; die Blondköpfe ducken sich schleunigst, erscheinen dann wieder, und zwei Gestalten in der naivsten und skizzenhaftesten Haustoilette strecken uns wunderbar schöne, beringte Händchen entgegen.

Das sind die Töchter des Hauses, des „Dhespotini“, zu Deutsch: die Fräulein Païko, Kalypto und Arfinoë. Kalypto, die Schöne, hochblond, blendend weiß, blauäugig mit dem zartesten unregelmäßigen Munde, der je ein Männerherz bezaubert hat, bietet mir beide Wangen zum Kuß und lispelt ein gebrochenes Französisch mit weicher, ein wenig klagender Stimme. Arfinoë ist das Prototyp eines ungeformten und unerzogenen Backfisches.

Nun werden wir in's Haus geführt, in die „gute Stube“. Nein, — dies hier im griechischen Archipel, den man im Geiste mit Tanagra-Figuren zu bevölkern geneigt ist! Der Teppich verschliffen und verblichen, aber sehr kostbar, das Mobiliar ein Potpourri. Zwei Reihen Stühle und Sessel mit Plüschpolstern einander gegenüber in regelmäßigen Abständen durch die ganze Länge des Salons aufgepflanzt. Wände und Plafond mit schwebenden Grazien und speerschwingenden Epheben bemalt und diese Verzierung von japanischen Fünzig-Pfennig-Fächern, Neujahrskarten und gutmüthigen Familienbildern unterbrochen, die sich vortrefflich für eine heimische Landpfarre geeignet hätten. Auf den Etageren gehäkelte Wollbricken und darauf bezaubernder, antiker Rippes in Bronze und Marmor. In der Fensterecke ein hochbeiniges Tafelclavierchen mit weißen Ober- und schwarzen Untertasten und der „Paloma“ in kindlich leichter Ausgabe auf dem Notenständer.

Die Dhespotini haben sich fortgeschlichen und kehren im Sonntagsstaat zurück. Kalyppo hat ihr wundervolles Haar à la greque geordnet, und jetzt sieht man auch das pikante Schönheitsfleckchen an der feinen Oberlippe. Arsinoe bewirtheht uns mit Eingemachtem und frischem Wasser: „neró krio“, und bietet Cigaretten und die glimmende Kohle zum Anzünden herum.

„Mademoiselle spielt Clavier?“ frage ich die schöne Kalyppo.

„Ich spiele, Kyria.“

„Mademoiselle würde uns nicht mit irgend einem griechischen Liede erfreuen?“

„O nein, Kyria — denn zum Erfreuen ist mein Spiel zu schlecht, und unsere Lieder gefallen Keinem, als uns!“ (Dies mit dem lieblichsten Erröthen und raschem Senken der prachtvollen Wimpern, da des Parisers Blick allzu deutlich: „ravissant!“ sagt.)

„Mademoiselle sollte uns zu Gefallen einmal unter ihren Noten suchen —.“

„Gern, Kyria, aber ich habe zu große Furcht.“

„Je commencerai, moi!“ ruft der Pariser und balancirt im nächsten Moment schon auf dem bedenklich aussehenden Sesselchen, um dem jammervollen Tastengebäude jene holde Melodie von der Insel Mytilini zu entlocken, die er aufgefangen hat, Gott weiß, wo und wann:

„Sta mavro ndhimeni“: „In Schwarz sei gekleidet“ — und dann giebt uns die „kala“ Kalyppo ein gänzlich melodienloses Etwas zum Besten, bis sie, eben vor dem letzten Takte, entdeckt, daß sie in ihrer Verlegenheit Moll mit Dur verwechselt hat.

Unser Pariser macht einen graziösen Scherz darüber

und küßt ihr die Fingerspitzen, wir lachen im Chor, und Kyria Paiko, die Mutter, die mittlerweile in all' ihrer dunklen, verblühten Schönheit eingetreten ist, lacht am meisten und erklärt mir mit Gesten den eigenthümlichen kupfernen Feuerkorb, den Mangal, der im Winter den Ofen vorstellt.

Kyria Samakoglou zieht ihre altmodische Uhr mit türkischen Ziffern und mahnt zum Ausbruch, allein das geht nicht so rasch. Zuvor müssen wir noch den Kaffee aus Eierschalentäßchen nippen und aus dem Wuste der Gartenwildniß Seder einen Blumenstrauß entgegennehmen, ein köstliches Gemisch von Lavendel und Heliotrop, Levkoyen und gelbem Klee. Kalypso pflückt uns sogar von den Blättern des Liebesbaums, dessen rothe Beerenfrüchtchen mitten aus dem grünen Blatte hervorstechen. Der Pariser hilft ihr dabei, und ich höre im Vorübergehen, daß sie seinen Rufnamen „Narcisse“ „poli kalo“: sehr schön findet.

Dann neigen sich, vor der Pforte zur blendenden Straße hinaus, die beiden Mädchen abermals küssend, über Kyria Samakoglou's und meine Hand, bieten uns die Wangen zum Gegenkuß, und das freundliche Paar verschwindet wieder hinter der flatternden Wäsche.

Von der Straße aus genießen wir noch rasch einen reizenden Fernblick über das schneeweiße Dach der Veranda hinweg, von der rothblühende Schlingpflanzen niederhängen, daran schließt sich ein schwarzes Cypressenpaar, dann ein Streifen kornblumblaues Meer und gelbe Felsen. Inmitten des Bildes ein fast rosenrothes Segelchen auf dunkler Barke. „Entzückend hübsch.“

— „comme elle est ravissante, cette mignonne! — Je repasserai par Syra à mon retour,“ sagt der Pariser.

Sehr heiter wandern wir zurück und freuen uns unterwegs noch über das naive Straßenreinigungssystem der Syrioten. Da, vor uns her, führt ein leichtfertig pfeifender Schlingel mit nackten Bronzebeinen ein Maulthier am Zügel. Dem Thiere sind zwei kleine Spankörbe über den Rücken gehängt, und der nette Bursch fegt sehr graziös mittelst eines zierlichen Handbesens den etwa vorkommenden Unrath auf eines jener Krumschäufelchen, welche man bei uns zu Lande zum Abkehren des Tafeltuchs nach dem Essen benutzt. Reinliche Insel!

Am Hafen noch einen schwarzen Kaffee. Ich sitze an der Seite des grauhaarigen Alten in der Justanella, der sich augenscheinlich seit drei Stunden nicht von seinem Platze geregt hat. Dann gondeln wir zum „Douro“ zurück, vorbei an einem türkischen, starkbemannten Dampfer „Maschallah“, an der „Erini“, deren zwei Matrosen wir heute begraben sahen, und an allerhand Schaluppen und Seglern von großem Tiefgang.

An Bord des „Douro“, hinten auf dem „Pont“, ein reges Völkertreiben. Das sind lauter Passagiere für Constantinopel und Asien: Leute aus Brussa, Batum, Damascus und Trapezunt, viele darunter waren zu den großen Festen auf Tino und kehren nun heim. Sie liegen und stehen unter dem niederen Leinenzelte so eng wie Böckelheringe im Faß. Trachten und Gesichter von frappirender Originalität. Alles ist vertreten: Fez, Turban und Schleierbinde; der Hut, der dem antiken Petasos aufs Haar gleicht, das schirmlose Rundkappchen, hübsch gestickt. Dazu Blouse und ärmellofes Säckchen, Justanella und Pluderhose.

Unsere schöne, junge Armenierin, Klein-Nram's Mutter, faßt mich unter den Arm und zieht mich lachend fort, All' ihren Hochmuth hat sie vergessen. Sie muß mir sofort unter den neuen Ankömmlingen die merkwürdige Amme von der Insel Andro zeigen, die in einen feinen Dienst nach Stambul reist. Von ihrem eigenen Kinde getrennt, nährt sie einstweilen an Bord — ein schwarzweißes Zickelchen. Sie ist eine magere, ärmliche Person, schon bei Jahren, sehr freundlich und sehr liebevoll besorgt um ihren vierbeinigen Pflegling, der meckernd zwischen all' den Weibern und Kindern umherspringt. Mit großer Befriedigung betastet sie das fleischige Thierkörperchen und meint: das werde einen guten Braten geben.

Natürlich, unter uns von der ersten Cajüte, erregt dieser Fall Sensation. Sa, zwei der französischen Herren lassen von drei zu drei Stunden „Baccarat“ und „Nap“ im Stich und stürzen sich ins Menschengewimmel am Kiel zu der lustigen, schmunzelnden Ziegenmama:

„Allons! allons y! c'est l'heure de la chèvre —“

Nachts lagern sich die malerischen Gestalten alle, in Leintücher, Wolldecken und Teppichstücken gewickelt, zum Schlaf unter dem Zelt, nahe aneinandergedrängt. Nichts mehr vernimmt das lauschende Ohr als leise Athemzüge und das Aneinanderflirren der hängenden Täfelchen des türkischen „Kahwédji“! Der pußt noch ein Weilchen an seinem messingnen „Ibrik“, in dem er den Mocca bereitet, und glückt bis spät in die Nacht hinein mit nachdenklicher Miene an seiner Wasserpfeife.

Dann beginnt das Zickelchen zu meckern, und nebenan schreit das Prachtkindchen einer vierzehnjährigen Mutter und eines achtzehnjährigen Vaters: Smyrnioten. Die beiden

kleinen Ruhestörer werden auf gleiche Art beschwichtigt. —
Wunderliche Welt!

Der Himmel ist dunkel, sonder Mond und Stern. Das leuchtende Meer rollt rastlose Wellen: goldgrün und silberbläulich fluthet's über und durch einander. Ringsum tauchen am Horizonte die Felseninseln des Archipels auf, schemengleich, und verschwinden wieder wie Schemen. Ein stolzes, lichtfunkelndes Kriegsschiff zieht lange Zeit mit majestätischer Grandezza vor uns her seine Bahn und verliert sich allgemach im Nachtnebel. Es fährt nordwärts nach Saloniki hinauf.

Am Morgen des Neunten lagert fahler Dunst über den Wassern. Das fremdartige Volk hat sich aus dem Schlummer gereckt. Das dicke Kindchen der Smyrnioten, ein schwarzäugiges Herzblättchen im dottergelben Puppentaftan und Miniaturfetz, saugt vergnüglich freischend an einer mächtigen Brotrinde, das Zickelchen wackelt sein Stummelschwänzchen und beschnuppert neugierig einen Bausch Heu in der braunen Hand seiner Nährmutter.

Unsere beiden interessirten Herren sind hochentzückt, wenigstens einer von ihnen.

„Voyons! tu fais des progrès, toi!“ sagt der fidele kleine Comte, der, soeben seinem Morgenbade entstiegen, äußerst rosig und frisch dreinschaut mit seiner weißen Flanelljacke und den pudelnassen Haaren unter dem Korzhute. Ganz väterlich kraut er des Zickelchen's Kopf, da, wo zwei feste kleine Knollen die demnächstigen Bockshörner andeuten.

„Quelle drôle de farce! Eh ben — j'en ai assez

— filons!“ entgegnet Nummer Zwei, der die rothe Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch und den Gallierstolz im Busen trägt. Ueber Nacht hat er's gelernt, sich der Ziegenfreundschaft zu schämen und die einer holdseligen jungen Hausirerin aus Megara anzustreben.

Ueberall stehen zierliche Thonkrüge, Flaschengefäße, langhalsig und dickbauchig, und gehenkelte Terracottaschüsseln mit Brot und grünem Sauch zum Frühimbiß. Dort hinten, um einen flachen Kübel geschaart, verrichten die Türken ihre Waschungen, die Griechen plaudern und fauen und drehen die Perlen des Tisbeh zwischen ihren Fingern. Ueber der ganzen malerischen Gesellschaft schwebt eine starke Zwiebelatmosphäre.

Jetzt haben wir an der asiatischen Küste eine ferne, herrlich geformte Bergkette. Vor ihr, so heißt es, lag einst das klassische Troja. Kein Baum zu sehen; Himmel und Erde wie eingesponnen in todten, grauen Duft, alle Umrisse weich darin verzitternd und verschwimmend — nirgends ein Sonnenblick in endloser Runde. Das Meer schwarzblau; wir gleiten dahin wie auf Del. Da und dort ein Felseninselchen oder ein Leuchtturm auf kahlem Riff. Schiffe mit schlaffen, schwärzlichen Segeln ziehen träge in dieser Windstille an uns vorüber, stoßweise schrillt Möwenschrei aus weiter Ferne.

Es ist wie die todte Vergangenheit selbst. Man meint, Hector und Andromache und der göttergleiche Achill müßten an den schweigenden Ufern stehen, und über den edlen Bergzügen des alten Troja müßte die Nike mit dem Kranze schweben. Etwas eigen Herzbeklemmendes ist es doch, wenn wir in den Jahren unserer Lebensreise die Traumländer unserer Jugendideale verwirklicht vor uns erblicken. Glück-

liches „Damals“, als wir die schöne Welt mit Heroen und Göttern, Musenkuschheit und Charitinentanz belebten und die irdische Seligkeit in Arcadiens Fluren suchten!

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber sank es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Um Mittag legen wir vor den Dardanellen an auf zwei Stunden. Die Stadt sehr bunt, von grünen Wiesen begrenzt, im Hintergrund anmuthige Hügel, dazu die Moscheen mit ihren schlanken Minarets und ruinenhaft aussehende Festungswerke. Gegenüber, an der europäischen Küste, die ernstesten, dichtgeschaarten Cypressen unseres ersten türkischen Friedhofes.

Und nun, unter dem ohrenzerreißenden Gefnarr des ausladenden und einnehmenden Schiffskrahnes an der „Cal“, dem Waarenraume voll Geldeswerth und Ratten, welch' ein erneutes Tohumabohu!

Duzende von Barken und Seglern gleiten und fliegen heran und bringen die letzten Reisenden und Collis für Constantinopel. Ernste Türken, Händler und Priester, Juden im Pelzkastan, die von Allen angeschrieen und gepufft werden, lebhafteste Griechen mit blondem Schnurrbart und knappem Schwarzhaar, ein scheußlicher Neger mit Affenarmen und flitterblizender Tacke. Er hat zwei rothmarmorirte Blechkoffer, eine Nähmaschine und drei Kiesenbündel alter Kleider als Reisegepäck. Hinter ihm kommen Armenier mit Feueraugen und listigem Munde; ein paar allerliebste, beturbante Jungen, acht- und zehnjährig etwa,

die Mütter im kleidsamen Gesichtsschleier, folgen, und den Nachtrab bilden schwarzbraune Hausirer aus der Dardanellenstadt, die allerhand merkwürdige Thonspielereien feilbieten: grün glasirt, mit AufLAGen von Gold und lebhaftem Purpur. — Mir verehrt der galante Comte ein vierbeiniges Geschöpf, langleibig, auf soliden Klumpfüßen und zum Todtlachen drollig: „le cheval de Troyes.“

Setzt eine Fischerbarke, gesteuert von einem kaktlächelnden Türkengreife in rosa Steppjacke und geblümtem Turbantuch ums Fez. Zwei gravitatische, kahlgeschorene Jünglinge laden die Körbe aus, in denen die glänzenden Fische, zierlich Kopf an Kopf gereiht, liegen. Daneben ein Kahn mit grünen Austern, lebenden Langusten, frischen Eiern und jungen Puffbohnen, die man hier roh mit Salz und Butter verspeist wie Radiese. Nebenbei gesagt, schmecken sie vorzüglich, und in Folge all' der Zufuhr von Lebensmitteln ist unser letztes Diner an Bord des „Douro“ ein wahres Göttermahl.

Endlich rüsten wir zur Weiterfahrt. Der große Nachzüglerwarm poltert die Schiffsleiter hinan. Heiliger Himmel, was beginnt, und was will diese tobjüchtige Horde? Alle begehren sie zugleich aufs Schiff, und von dort begehren Alle zugleich in die Barken hinunter. Das knäult und ballt und staut sich, schreit Zeter, lacht, fuchtelst und zappelt mit Arm und Bein und verzerrt die Gesichter, auf Tod und Leben um sich her stoßend. Ueber den Köpfen dieser Tollhäusler schwebt und schwankt centnerschweres Gepäck von Hand zu Hand, und schließlich haben wir eine Gesellschaft an Bord, die Ali Baba's berühmter Räuberbande verzweifelt ähnlich sieht. Etliche Bettelgreife da-

zwischen, in Lumpen: räthselhaft, wie sie zusammenhalten. Diese Glenden wimmern die ganze Nacht hindurch näselnde Sammergefänge zum Melancholischwerden.

Am Zehnten früh. Grauer Himmel über einem grauen Meere, eisige Kälte, so daß ich mich schauernd in meinen Pelz hülle. Und dennoch — die Wunderstadt liegt vor mir, so bezaubernd schön, daß mir bei ihrem überwältigenden Anblick die Thränen in die Augen treten und mein Herz sich zitternd zusammenzieht.

Schildern? Unmöglich scheint's in diesem Augenblicke des ersten Grußes. Die Nadeln der zahllosen Minarets, die Kuppeln der erhabenen Hagia Sophia, der Osmanieh, der Sulimanieh und die der taubenbergenden Bajazidieh und anderer, deren Namen mir Keiner zu nennen weiß, heben sich, wie die Bogen und Zacken einer Riesenspiße, von diesem schweren Nebelhimmel ab. Das hügelanstrebende Häusermeer unterbricht ihre Linien, halb europäisch, halb bizarr-orientalisch, das Ganze so fremd für mein Auge, daß mich eine große Ehrfurcht überkommt. Dann läßt der „Douro“ die asiatische Küste mit dem weißen Leanderthurm vor Scutari und den fernen Prinzeninseln am Horizont hinter sich und fährt ein ins goldene Horn zur Rhede. Da ist Galata mit seinem Thurm der Feuerbrünste, dort Pera, die Frankenstadt, dort streckt sich die Riesenbrücke hinüber nach Stambul. Seitwärts zur Rechten der Eingang des Bosporus; weiß schimmern die Paläste von Dolmabagtsche und Tschiragan herüber, wo Sultan Murad in Schweigen und Geheimniß sein zerstörtes Leben fristet. Ueber dem wundersamen Bilde jener feine, flimmernde Silberton, den noch kein Maler wiederzugeben verstand genau so, wie er ist.

Jetzt liegen wir still im Hafen, um uns starren unzählbare Masten und Schornsteine. Das übliche Barkengewühl mit der Rotte Korah schießt auf uns zu. Wie Pfeile flitzen Raiks heran, Hötelnamen werden gebrüllt, braune Hände winken und schlagen gegen die Brust. In einem Duzend Zungen ertönt das Ja und Nein: „Ewet!“ und „yok“, „né“, und „occhi!“ „Yes“ und „no“, „si“ und „non“. Mit der zitternden Bier wilder Bestien lauert die Bande, bis der Abgesandte der Quarantaine sein Zeichen giebt: „Alles in Ordnung!“ Da stürzt sich der Haufe als männliche Mänadenschaar auf seine Beute und vergewaltigt die unseligen Fremden.

Ich habe meine Barke und meinen Pascha mit dem Krumsäbel und den prächtigen Falkenaugen längst entdeckt. Von Sohn und dienstwilligen „employés“ geleitet, besteigt er den „Douro“:

„Enfin! enfin! soyez la bien venue à Cospoli, chère amie!“

Ein rascher Abschied von Commandant und Reisegeossen; da bin ich schon „verstaut“ zusammt meiner fahrenden Habe. Vorüber am gefürchteten Zoll; eine Handbewegung „Seiner Excellenz“ an meiner Seite genügt, in Galata harret der Wagen, und nun hinauf nach Pera.

Wo ist die Märchenstadt? — Anietiefer Roth, Höhlen und Berge im Pflaster, Schmutz vor jeder Thür, Schmutz und gelbe Hunde von Schakalsgestalt. Sie liegen und schleichen und gehen Keinem aus dem Wege, stumm, winselnd, struppig und schwärenbedeckt, verstümmelt und abscheulich, mit eben geborenen Jungen hier, und dort in den Winkeln verreckend. — Ich bin starr und bleibe starr, bis

wir droben in der „Grande rue de Peré“ angelangt sind und den Klopfer der gastlichen Hausthür gegen das solide Holz dröhnen lassen.

Das Märchen hatte sich ein Bischen versteckt, aber es schaut schon wieder um die Ecke mit glänzendem Blick und in hundertfarbigen Gewändern.





III.

Erstes Genießen.

Nun also: heimisch in Constantinopel für Wochen. Ich habe mich in das dortige Leben, das öffentliche und intime, Dank allerhand liebenswürdiger Verkettungen, auf eine Weise einfügen dürfen, die dem Gros der Orientreisenden fremd bleibt. Ich gehöre weder unter die glücklichen Slaven einer Massenerspedition mit ihren Bärenführern, noch ging ich als Gouvernante zu irgend einem mehr oder minder zahlungsfähigen Großen, um deutsche Gelehrsamkeit in den verschwiegenen Harem zu tragen und die Geheimnisse des verschwiegenen Harems kennen zu lernen, nach Deutschland zurück. Ich lebe auch in keinem der internationalen Hôtels der großen Perastraße und ihrer Seitengassen und habe keine Empfehlungsbriefe in der umfangreichen Colonie meiner deutschen Landsleute abzugeben. Allerdings habe ich eine freundschaftliche Beziehung zur deutschen Botschaft.

Ich folgte der Einladung in ein levantinisches Haus, das Haus eines Mannes, dem der Ehrentitel „Excellenz“

nicht nur, amtlich genommen, zukum. Er excellirte vor allen Dingen in ungezählten Beweisen der Gastfreundschaft und der ganz speciellen Liebenswürdigkeit des Südländers und war dabei ein Führer und Erklärer und bei Hoch und Gering so populär, wie man's nur selten antrifft. Allzugern gedenke ich seiner stattlichen Erscheinung und seines schönen, grauhaarigen Kopfes. Gar manchen interessanten Winkel haben die feurigen Augen (in denen goldene Bögeln spielen, wie der Grieche sagt) für mich ausgespäht, und der beredte Mund unter der Adlernase hat mir überall Thür und Thor geöffnet. Zu diesem Freunde seine liebenswürdige Gattin als schwesterliche Gesellschaft für mich und viel herrliche Musik, die der älteste Sohn, ein Schüler Liszt's, den Tasten seines Flügels entlockte, Abends, wenn Lampen- und Kerzenlicht die rothen Seidenpolster des Salons überfluthete und in den Falten der zartfarbigen Brussa Gardinen vor den tiefgenischten hohen Fenstern niederfloß. Es lag ein ganz eigener Reiz in diesem alten gastfreien Hause, mit seinem Kommen und Gehen von Türken und Griechen, Armeniern und Levantinern, seinem offenen Tische für erwartete und unerwartete Besucher, in der lebensvollen Zuvorkommenheit des Hausherrn, der Anmuth der Hausfrau, deren Zügen die stattliche Fülle nichts von ihrer feinen und lieblichen Schönheit genommen hatte.

Sechs Wochen ist mir's vergönnt gewesen, mit diesen lieben Menschen zu leben, den interessantesten Studien, dem fröhlichsten Nichtsthun zu fröhnen und eine Fülle werthvoller Bekanntschaften zu gewinnen. Wem es Freude macht, nur noch einmal mit mir zu wandern, zu schauen und zu beobachten, der ist zwanglos dazu aufgefordert mit

diesen Zeilen. Freilich ins Rädergetriebe der Politik wagen wir uns nicht hinein, und den Schattenseiten weichen wir aus. Wir freuen uns des sonnengoldenen Frühlings in paradiesischer Natur, und ein besseres Schutzgeleit können wir uns nicht wünschen, als den Pascha, einen seiner zahlreichen Freunde, oder seinen dienstbeflissenen Beamten: Monsieur Nikolaki, der droben im Griechenviertel Tatavola zu Hause ist. Ihrer Rede Sinn bleibt uns zwar manchmal ebenso dunkel, wie ihnen unsere Rede, aber beiderseitiger guter Wille und Humor führen immer zum erwünschten Ziele.

So wollen wir uns denn vom verlockenden Divan des levantinischen Heims aufraffen, Kaffeetäßchen und Cigaretten bei Seite schieben und uns ins Gewoge der großen Perastraße stürzen, das sich, vom Erkerfenster aus, so amüßant betrachten und bekritteln läßt. Die Sonne lacht, und da ertönt aus der Ferne schon das Horn, das die Pferdebahn hinunter nach Galata ankündigt.

Blasend läuft der behende Bursch dem wenig einladend aussehenden Wagen voran, in dessen Innerem sich Fez an Fez drängt, an einem Ende ist ein Eckchen abgetheilt, und wir haben die flüchtige Vision eines seidenen, rothgelb gestreiften „Tschartschaf“ und eines anderen in Taubengrau und Vila. Dahinter verstecken die türkischen Schönen aus dem Volke und Bürgerstande ihre Reize. Der Tschartschaf fängt alles Ernstes an, den reizenden „Jaschmak“ in der weiblichen Tracht zu verdrängen. Letzterer ist ein weißer, mehr oder minder dichter Schleier, der über die Stirn gelegt, dann straff zurück nach dem Hinterkopfe und darauf wieder nach vorn genommen wird, nur die schönen Augen

und gefärbten Brauen zeigend. Der Tschartschaf ist genau anzusehen wie ein über den Kopf geschlagener und dann unter der Nase zusammengefaßter Weiberrock. Unsere Türkinnen in der Pferdebahn verhüllen sogar Näschen und Augen noch mit einem schwarzen goldbesterten Halbschleier. So sind alle profanen Blicke zurückgewiesen. Freilich trennt sowohl hier, wie im unterirdischen Bahnzuge nach Galata und an Bord der Dampfer außerdem noch ein solider Vorhang die kleine Frauenabtheilung der Türkinnen von den übrigen Sterblichen.

Wir lassen die Pferdebahn ihres Weges schwanke nach Galata Seraï zu und drängen uns durch die dichten Massen der Gaffer und Spaziergänger. Die große Perastraße ist Alles für die elegante Welt: Promenade, Boulevard, Markt der Eitelkeiten, Reichthums- und Modeausstellung.

Wie licht die Farben der sommerlichen Kleider, welche Blumengärten die Hüte, wie blitzt der Schmuck und blitzt das Auge. Unter diesen Levantinerinnen über schöne Augen zu streiten, wäre lächerlich. Alle Welt besitzt sie. Sie strahlen hinter langen Wimpern hervor, über einfältigen und klugen Gesichtern und Gesichtchen. Die Gestalten bewegen sich mit lässiger Grazie, beim Reden wird gern ausdrucksvoll gesticulirt, in den prächtigen oder holdseligen Zügen kann man oft noch die Rassenmerkmale der Vorfäter auffinden, die einst in Constantinopel einwanderten und den Stamm bildeten. Die hohen Backenknochen der Slaven, das Römerprofil der Italiener, das lichte Haar der Engländer und der Inselgriechen von Syra und Mytilini. Manches liebes Mal verschwindet die schöne Tochter neben der schöneren Mutter. Die jungen Herren

pflegen den „Pschütt“ vor anderen Tugenden und reden in so und so viel Sprachen. Das rothe Fez beherrscht die Köpfe von Juden, Christen und Türken gemeinsam, am elegantesten aber steht's den Armeniern, vorausgesetzt, daß sie zu den Erlesenen ihres Volkes gehören. — Sieh dort die feine geschmeidige Männergestalt vorüberziehen: das Augenpaar streift dich; du meinst in Murikelfelche geschaut zu haben, Nase und Mund sind von bezauberndem Schnitte, der feingekrauste Gabelbart harmonirt mit dem blassen Olivton der Haut, und die vollkommensten Zähne lächeln dich an, während die Hand sich im Vorübergehen rasch zum Gruß an Brust und Stirn hebt. Er grüßt weniger würdevoll, als der Türke. Du meinst: „ach was, der Mann ist zu schön — nichts als schön!“ Warte, bis du ihn einmal, wie ich, als Arzt gesehen hast, an den Betten seines Hospitals; dann werden dir die Augen aufgehen.

Aber hinweg von all' der Eleganz und nach Galata hinunter. Allmählich verschwinden die Gestalten aus dem Pariser Modejournal. Eilende Handelsleute, Gruppen von Soldaten und Lastträgern treten an ihre Stelle, die Hunde mischen sich überall hinein, Wagen jagen in unbeschreiblich engen Gassen einer hart am andern vorüber, und die Kutscher rufen unaufhörlich ihr mahnendes: „warda!“ — „gieb Acht!“

Da haben wir schon die Brücke Validé-Sultane, die sich in unendlicher Länge von Galata nach Stambul hinüberschwingt. Weißgekleidete Männer fordern den Brückenzoll, und nun stecken wir inmitten der Völkerwanderung, von hundert wirren Lauten umtobt. Die abgehenden und anlandenden Dampfer pfeifen, die „Kaikdji“, die Barkenführer,

rufen, die Juden preisen schreiend ihre Tabuletwaaren an, die Bettler singen und lamentiren. Dazu ein Getümmel von Pferden, deren Hufe über die schwanken Bretter stampfen, das rasche Rollen der Equipagen und Fiaker. Die Sonne brennt, das Wasser zu unseren Füßen hat den Himmel in sich aufgenommen und spiegelt sein Türkisblau wieder, die gelben Blüthen der „Zerine“, einer wild wachsenden Jonquillenart, duften betäubend in den flachen Körben ihrer Verkäufer und die „Lalé“, die kleine rothweiße Tulpe der feuchten Wiesen hinter Anadoli-Hissar, am asiatischen Bosphorusufer, leuchtet lustig.

Wir drängen uns durch den unaufhaltsam fluthenden Menschenstrom. Im Fluge wird uns klar gemacht, daß jener Geistliche, dem der Florschleier schwarz von der hohen schwarzen Mütze niederweht, ein armenischer Priester sei und jenes barbarische Scheusal im buntgeflickten Josephsrock mit der Filzkappe auf dem langen Haarwust ein herumziehender Bettelderwisch. Die gewöhnlichen Bettler ohne Derwischheiligkeit und die Krüppel fallen und jammern uns an. Entsetzliche Figuren! Lumpen, die selbst Italiens Lumpen überbieten, umglaubliche Verstümmelungen, Ausfaß, Mißgeburt; das Schauerliche in einer Nacktheit, die zugleich empört und um Mitleid und Erbarmen schreit. Wirßt du jemals den braunen Knaben vergessen können, dessen Haut, entblößt bis zum Leibe, polirtem dunklen Kupfer gleicht, der an Krücken hüpfet, und dessen rechter Arm nur ein formloses Bündel von Fleischzipfeln ist? Jemals die blinde Negerin, die dich anheult und den Gorillakopf im weißen Linnentuch unablässig hin und her wirßt mit der Ausdauer eines Fakirs? Wirßt du dich nicht noch manchmal in Gedanken fragen: Wie kam es, daß der wunderschöne kleine Mulatten-

knabe im Schooße der Unglücklichen niemals aus seinem Schlafe zu erwachen scheint? So oft du auch an ihm vorübergehst, stets streckt er das hülflose Armchen starr von sich, die Wimpern, die schwarzen Federchen gleichen in ihrer seidnen Dichtigkeit, liegen fest auf den Wangen, der üppige Kindermund ist von den schimmernden Zähnen zurückgezogen und in den Winkeln verzerrt, wie von einem rasenden, unvergänglichen Schmerze. Das sind ein paar Gestalten von Hunderten und Aberhunderten. Dieser imposanten Brücke, die wir langsam überschreiten, geben sie ihr eigenes Gepräge. In langen Reihen sitzen und stehen sie an den Brustwehren hin, trotz Sonne und Regen; stumm fauern sie im Wege der dahinreitenden und fahrenden, weltlichen Pracht und Macht, sie jammern in die Gespräche der Vorübergehenden hinein, sie strecken die verkrümmten Knochenhände zwischen dich und deinen Einkauf an Blumen und Süßigkeit.

„Siehe, o Herr: Allah hat meine Augen dem Glanze seiner Gnade entrückt — erbarme dich mein, du, der du die Freuden des Paradieses schauen kannst!“ — naset der Eine, und die Andere ruft:

„Frau: o Hanum-Efendi, die du dein Kind an der Hand leitest und ihm Freuden gibst, siehe den dürren Zweig meines Stammes, laß ihn ergrünen im Thau deiner Barmherzigkeit! —“

Dazwischen singt eine verwegene und zerlumpte Zigeunerin, mit tollen Augen dir unter den Hut spähend, ihr frivoles Bettelliedchen und schmäht dich, wenn du auf ihr schmeichelndes: „Bak Madama!“ nicht sofort die Börse ziehst.

Erste Regel: trage niemals deine Börse sichtbar, denn

ihr Anblick stachelt das Gebettel der Paria von Constantinopel zum rücksichtslosen Verfolgungswahnsinn.

Ueber diesem ewig wechselnden Schauspiele glänzt und glüht die Sonne; die Wasser des Bosphorus, dessen Ufer in duftige Ferne hinausschweifen, gleichen der Enziane des Hochgebirges, so leuchtend und satt ist ihr Blau. Das goldene Horn ist zu belebt und bewegt, um irgendeine Farbe festhalten zu können. Jedes Raif zieht ein goldiges Streifchen hinter sich drein, um jeden der Dampfer und Barken opalisirt die Fluth. Rauchwolken, flatternde Wimpel, schlanke Masten, schwellende Segel, ein bewegtes Durcheinander, soweit der Blick reicht. Drüben zieht sich die alte Hafenbrücke von Asab-Capusi hinüber nach Un-Kapan-Capusi, dahinter ragen im Wasser die malerischen Häuschen der Hafenvächter, die dräuenden Colosse der Kriegsschiffe auf. — Und nun erst die Ufer, wie reich! Rückwärts Galata und Pera, der Kanonenhügel von Top-Hané; die Riesenkaserne der Artillerie neben den dunklen Cypressen des „Mesaristan“ des Friedhofs. Ein zweiter schiebt sich zwischen Galata und Kassim-Bascha, der berücktigten Vorstadt des fahrenden Volkes, der Fehler und Gauner, fast bis zum Meeresufer abwärts. Dann schließen die weiten Hochebenenflächen der Schießplätze, die bräunlichen Häuser des jüdischen Hasdjöi, das kahle Feld seines steinbesäeten Kirchhofes, das vielgegliederte Bild ab. Jenseits dehnt sich die Griechenstadt Fanar weit und stattlich aus, gekrönt von ihrer prächtigen hohen Schule, und an's Fanar reihen sich die Ausläufer Stambuls, des ureigentlichen, europäischen Türkenviertels, moscheenüberraagt mit jenem unbeschreibbaren silberröthlichen Glanze umflimmert, von dessen wundersamem Reize Pilglhein's Bild „Die Blinde“ einen Begriff giebt. Constantinopel ist keine weißblendende

Stadt wie Hermopolis auf Syra. Seine Farben sind matt und fein, als ein Ganzes betrachtet — so fein, daß der Pinsel, wie schon gesagt, noch erst gefunden werden muß, der den Zauber der Wirklichkeit auf die Leinwand zu übertragen vermöchte.

Aber wir müssen uns losreißen vom Brückengeländer, an dem wir lehnen, von der Schönheit dieses Anblickes festgebannt; es heißt: Stambul ein wenig durchforschen. In die Moscheen geht's heute nicht. Wir stehen im Anfange des großen Fastenmonats, des „Ramasan“, der sich alljährlich in der Zeit verschiebt mit den Mondphasen. Das Volk ist fanatisch, die Priester sind unduldsamer, als sonst, und vor allen Dingen: wir haben unsere Gummischuhe vergessen. Mit unreiner Fußbekleidung darf das Heiligthum Mohammed's nicht betreten werden.

Durch eine lange Straße und ihre vier Nebengassen, sämmtlich mit unaussprechlichen Namen, immer steil bergan bis zum Kriegsministerium. Nein, diese Straßen, Abgründe, Geröll, Sümpfe, Bäche, Zickzackpfade, Rehricht-haufen — was man will! — Holzgebäude, die aus dem Leim gehen, steinerne, die Einsturz drohen. Vereinzelt ein türkisches Wohnhaus, mit hermetisch vergitterten Fenstern und ängstlich verschlossenen Thüren, zwischen Bureaux und Läden. Diese ein Durcheinander von Altem und Neuem, Bekanntem und Fremdartigem. Hier Drei-Francis-Corsets neben gekreppten Schleiergeweben und leichten, blanken Seiden: krappgelb und kornblau, für die türkischen Frauengewänder, dort, in Würsten, die schwarze Pasta zum Färben der Brauen und Wimpern, braunrothes „Hennah“ für die Fingernägel, Theaterschminke und Reispuder. Weiterhin ordinäres Linoleum neben beneidenswerthen Kerouanteppichen

und Bagdader Silberstickerei. Jede zweite Bude ist eine Bonbonbude. In allen Regenbogenfarben erstrahlen die aufgestapelten, süßen Waaren, reich verziert mit Papierblumen und Goldflitterchen, die, an leicht gespannten Bogen hängend, über den Zuckerhaufen im weichen Winde beben und knistern. Da und dort ein helles Glockenbimmeln: das sind die drehenden Schellen der Limonadenverkäufer, die „Souk-su“, frisches, kaltes Wasser, ankündigen. Zum Wasser gehören die köstlichen Säfte von Frucht und Blume, zu Syrup eingedickt: Granatapfel und Citrone, Rose, Jasmin und Veilchen.

Zwischen den Läden hin schleppen die „Hamal“, Armenier aus dem Innern, einzeln oder zu acht ungeheure Lasten. Hier wandelt ein Buffet scheinbar ganz selbstständig gleich den Besen von Goethe's Zauberlehrling, aber, nahebei betrachtet, schreitet ein zusammengekrümmter Hüne, die Arme über die Brust gekreuzt, ganz gemüthlich unter der Wucht. Nur an den schwellenden Adern und Muskeln seiner Stirn und seiner nackten Beine sieht man, wie er seine Kraft anspannt. Die ganze Wucht ruht auf einem Holzhöcker, den er auf den Rücken geschnallt hat. Eselchen, mit Ziegelsteinen beladen zum Hausbau, versperren den Weg. In langer Reihe trappeln sie behende über das böse Pflaster und drängen den kleinen, hübsch angeschirrten Kameraden bei Seite, der eine kostbarere Last wiegt, als sie: einen lebenden Edelstein zum Gebäude der moslemitischen Frömmigkeit, einen „Mollah“. Er trägt seinen grünen Turban mit bewußter Würde und dreht die neun- undneunzig Perlen seiner Gebetschnur zwischen den Fingern der freien Hand.

Und dann, als wir eine halbe Stunde später aus

den Prachtsälen des Padischah im Kriegsministerium wieder ins Freie treten, wird mir, auf dem Wege zur anmuthigen Moschee des Sultan Bajazid, ein Anblick zu theil, der mich ausrufen läßt: „Sind die fast neunzehnhundert Jahre zwischen damals und jetzt ein Traum gewesen und die ehrwürdigen Geschichten des Bibelbuchs vor meinen Augen auferstanden?“





IV.

Stambul.

Constantinopel und der Islam sinken urplötzlich vor mir zurück. Ich vergesse, daß ich in einem durchsonnten Seitengäßchen des türkischen Stambul wandle, der Bajazid-Moschee entgegen.

Vor mir her bewegt sich eine seltsame und anziehende Gruppe. Ihren Mittelpunkt bildet wieder ein Eselchen, das sachten Hufes dahintrabt, und es trägt einen Reiter. Sah ich diesen Reiter nicht schon ungezählte Male so vor mir, wie heute, seit frühesten Jugendtagen? Wo und wann haben mich diese tiefen, mattschwarzen Augen schmerzlich-hoheitsvoll angeblickt? Das Antlitz hat den gelbblaffen Ton des alten Elfenbeins; blutlos, sehr edel geschnitten, die schmalen Lippen biegen sich sanft abwärts, der dunkle Bart, der sich am Kinn gabelt, überschattet sie weich. Die äußerst zarten Hände, der feine, steingraue Kaftan, der schwarze Schleierflor, der, um die niedrige Mütze gewunden, leicht auf die linke Schulter hinabsinkt, alles das giebt dem schönen ernststen Manne ein Gepräge großer Würde und

sondert ihn von jenen profanen Leuten aus dem Volke, die sich, ihm folgend, herzudrängen, seine weißen Hände küssen und den Saum seines Gewandes berühren.

Dann, als ein paar Kinder Hand in Hand dem Esel in den Weg treten, und ihm, der im Sattel sitzt, Blumen und junggrüne Zweige bieten, umfängt mich der Traum mit seinen Erinnerungsbildern immer unwiderstehlicher.

Ich höre die liebe Stimme unserer Mutter, wie sie uns Kindern vorlas in der köstlichen Frühstunde des Palmsonntags, während draußen im blühenden Garten die Finken lockten:

„Und als er nahe hinzukam, sahe er die Stadt an und weinete über sie. — — —“

Ich bin zu Jerusalem, und der Nazarener, Joseph's und Marien's welterlösender Sohn, hält seinen Einzug auf dem Füllen der Eselin.

Meine Begleiter haben noch einen kurzen Gang zu thun; ich soll sie an der Pforte des Vorhofes der Bajazid-Moschee erwarten. Ich trete hinein und bleibe dort unter der schattenden Platane unweit des rinnenden Brunnens. Um seine wassergefüllten Becken schaaren sich die Männer, tränken ihre Ochsen und Maulthiere und baden sich die Glieder und das Gesicht, um rein zum Abendgebet zu sein, wenn der Muezzin vom Minaret sein: „Allah ist groß!“ in die klaren Lüfte hinausfingt. Abseits vom Brunnen jedoch sitzt eine Reihe armseliger Krüppel. Die warten geduldig, ob nicht eine barmherzige Hand ihnen die Füße wäscht. Sie selbst vermögen es in ihrer elenden Leibeschwachheit nicht.

Indem trägt das Eselchen seinen bleichen Reiter im steingrauen Kasten herein zum Brunnen. Er steigt ab, bindet sein Thier an und beugt ihm den Kopf zum Wasser nieder. Dann schöpft er selbst in einen großen Thonscherben, läßt sich stumm vor den Krüppeln auf die Kniee nieder und bedient die Armen, den Ausdruck sanftmüthiger Resignation in seinem biblischen Angesichte. — Sie küssen ihm Hände und Schulter und rutschen und hinken der Moschee zu; er läßt seinen Esel ruhen und trinken. Dann theilt seine Hand die Menge, und er verschwindet in ihr, so wie uns die ehrwürdige heilige Zeit entschwunden ist.

„Das war einer von den heulenden Derwischen aus „Teké“, dem Kloster droben in Scutari“, belehrt mich mein zurückkehrender Pascha, und heißt unseren Begleiter vorangehen und mir eine Gasse durch den Menschenknäuel zum Bazar bahnen. Das graue Alterthum liegt wieder im Nebel, weit dahinten, und lebhaft plaudernd stürzen wir uns aufs Neue ins laute Gewühl der Gegenwart.

Schon im Vorhof der Moschee ist ein ambulanter Bazar. Gebetperlen und solche zum Zeitvertreib für die müßige Hand werden feilgeboten; die Siegelschneider und Barbieri haben vollauf zu thun. Der Türke giebt seine Unterschrift nicht. Er taucht das oft höchst primitive Petschaft mit dem hübschen, krausen Buchstabenschnörkel in Tinte oder Farbe und beglaubigt so sein Handschreiben. Das Rasiren ist eine langwierige Arbeit. Der Bart muß bis aufs kleinste Härchen mit mathematischer Genauigkeit gestutzt werden, jede Unregelmäßigkeit der dunklen Brauen wird mit sanftem Pinzettenzupfen ausgeglichen, das Scheeren und Waschen des Kopfes ist eine subtile Kunst. Ueber

seinem buntgesäumten und hübschbefranzten Handtuche schaut das Opfer des Barbiermessers so wichtig und würdevoll drein, als handle sich's um einen großen Staatsact. Neben dem Zelte des Haarkünstlers hängen in den Platanenästen bunte Bauerchen mit lieblich singenden und zwitschernden Vögeln zum Verkauf, vor Allem der zierliche Bluthänfling und grüngefiederte Kanarienvögel mit fecken Schöpfen. An den Thoren des Moscheehofes warten schon die „Simitdji“, das sind die Verkäufer der fetten, mit Sesamkörnchen dicht bestreuten Brotringe, auf die sich nach Sonnenuntergang die Fasten hungrigen stürzen werden.

Der ganze Hof bildet die schönste Scenerie zu diesem lebensvollen Schauspiel. Seine vier Arcaden schwingen ihre spitzen Marmorbogen von Säule zu Säule, deren Basen wieder schwarzweißer Marmor sind, während die Schäfte im tiefen Grün des rothgesprenkelten Jaspis leuchten und die Capitäle zierliche Stalactitenformen bilden. Die gekuppelten Hallen der Arcaden sind von träumischer Dämmerung erfüllt, da und dort öffnet sich ein reiches, persisches Thor. Der „Sebil“, das Brunnenhaus, ist achteckig, und herrliche, weitverzweigte Platanen, spitze Cypressen umringen ihn. — Ueber all' das Feilschen und Ausrufen hinweg flattern die Taubenschaaren und sitzen sanft gurrend auf den Eisenstangen zwischen den Bogen der Arcaden, oder baden flügelschlagend an den unbenutzten Stellen der Wasserbeden. Selten habe ich etwas Poetischeres geahnt oder gesehen, als diesen Vorhof der Taubenmoschee. Ein Anklang an Venedig und doch streng geschieden von den Eindrücken der Lagunenstadt. Dort die hohen, langen Hallen der Procuratien zu beiden Seiten des taubenreichen Marcusplatzes und all' die wunderjamem

Formen der Paläste und des goldfunkelnden Marcusdomeß, in denen das reife Künstlerauge schwelgt; elegante Fremdenschwärme, venezianische Schönheit in Seide und Gehrock, wenig Lumpen dazwischen und die wenigen auf das Malermodell hin arrangirt. Hier das Volk in seiner weltentrückten Schlichtheit, ganze Märchen, ganze Bibelabschnitte verkörpernd mit seiner natürlichen Art zu handeln, sich zu geben. Denke ich an meine Jugend und ihre Ehrfurcht vor der Bilderbibel und der heiligen Geschichte zurück — wahrlich in diesem Moscheenvorhofe hätte ich einst an jeder Ecke eine Gruppe zum Anbeten gefunden!

Den Bazar, oder besser und richtiger die Bazarstadt zu schildern, unternehme ich nicht. Die prosaische Eintheilung liest man in den Reisehandbüchern, die dichterische Verklärung in Theophile Gautier's „Constantinople“, und die scharfe Heraushebung all' seiner Schattenseiten lehrt Resnin-Bey's selten gewordenes Werk „le mal d'Orient“.

Wir irren in einem kribbelnden und wimmelnden Ameisenhaufen, in einem Labyrinth von Gängen und Gassen, Hallen, zu dem der Pascha den Ariadnesfaden hat. — Mir wirbelt's im Kopf. An den Siegelschneidern und Buchhändlern vorüber zum „Bit-Bazar“, dem Markte des Ungeziefers und der alten Kleider, bei dessen Betreten man von allerhand unheimlichen Ahnungen und Gefühlen durchschauert, die eigenen reinlichen Gewänder eng um sich herum zusammenrafft und jeder Berührung mit den Waarenstücken ausweicht.

Vom Trödelmarkt zu den Händlern der Tücher, meist zur Frauenkleidung dienend. Welche Farbenharmonie und Disharmonie: „Es ist wie ein gellender Schrei!“ meint der Adjutant des Pascha, ein schlanker, junger Chiot,

der, bekanntermaßen, den Namen Nikolaki trägt und auf meine französischen, ihm etwas räthselhaft bleibenden Fragen mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt immer nur „très-bien!“ antwortet.

Hier ist feil, was die schöne Türkin sich irgend wünschen kann, um sich zu verpuppen und zu schmücken. Der Muslin-Taschmak, der gestreifte Tschartschaf, der seidene „Feredjé“, ein graziöses Mantelkleid mit goldigen Zackenborten, und für die Vornehmeren das reizende weiße Schleiertuch mit der glänzenden Saumfranze, das bei Landpartien „unter sich“ leicht über den Kopf geworfen wird, das ganze Gesicht freilassend und duftig einrahmend.

In die Verkaufsbuden eintreten darf die Türkin nicht; sie sitzt und hockt davor, das Füßchen im gelben oder rothen Pantoffel unter's Gewand versteckt, die schwarzen Augen verführerisch blizend, und so handelt sie mit Bedacht und Behagen. Uebrigens habe ich weniger, als ich dachte, von der gerühmten Houri-Schönheit erschaut, wenigstens nicht im Bazar. Allerdings hält der Ramasan die Frauen ferner als sonst vom Getriebe des Waarenmarktes.

Natürlich drängen sich, sobald ich nur einen Gegenstand flüchtig fixire, die jüdischen Dragomans an meine Seite und interpelliren mich in gräßlichem Deutsch, Französisch und Englisch:

„Was wünscht die Madama zu kaufen? Einen Seidentchartschaf? Hab' ich errathen die Madama?“ — „I git it for you ten piastri — two beschlick, Mylady“ — „Moi vous achète ça a prix de rien“ &c. &c. Wir lachen, erzürnen uns, wehren ab und durcheilen, von zweien dieser Fremdenhyänen gejagt, die Abtheilung der Goldschmiede, meistens Armenier. In ihren Auslagen geschmacklose neue

und verlockende alte Kunstwerke in Edelmetall und Juwelen. Das Nachäffen der abendländischen Modelaunen steht diesen Orientalen nicht an. Die verwittert aussehenden „Sarfs“: die Becherchen in zartem Filigran, zum Halten der winzigen Kaffeetassen, zeigen eine entzückende Feinheit und Originalität der Arabesken; die grauen Silberschließen aus Bagdad, mit Eicheltrödeln und unregelmäßig eingesetzten Kieseln und Türkisen verziert, sind von überraschend vornehmer Wirkung. Brillanten giebt's zum Augenverblenden.

Und hier sind wir im „Besestan“, dem reizvollsten Teile der Bazarstadt, für meinen Geschmack wenigstens.

„Willkommen, süßer Dämmerchein.“ So möchte man mit Faust rufen, aber das Wort „süß“ paßt nur im allerersten Moment, wenn dieser feine, graue Ton, von schmalen Streifchen goldenen Sonnenstaubs durchschnitten und durchkreuzt, das Auge beruhigt, dem alle die grellen Farben wehe gethan hatten. „Märchendämmerchein“ sagt man, wenn man die ganzen Säulen hinter sich hat und in den weiten Steinhallen hin- und herwandelt. Lustig hohe Bogengänge, tief, in geheimnißvolle, fernere Gänge führend, all' die Menschen in ein weiches Halblicht hüllend, die Gesichter der Käufer und Verkäufer noch ernster und gesetzter erscheinen lassend. Hier und da fällt durch die schmalen, himmelhoch angebrachten Fenster ein jäher Lichtblitz auf eines dieser Türkengesichter und hebt die adlernasigen Züge, das Bunt des Turbantuches, das verwaschene Purpurroth des Fez klar hervor.

Der Pascha bringt mich zu Ahmet-Agha, seinem Freunde und Lieferanten für all' die reizenden Dinge, die er uns zu den hohen Festen des Menschenlebens seit Jahren schon nach Deutschland sendet. Ahmet-Agha ist der leib-

haftige, würdig=schlaue Kaufmann des Morgenlandes aus Tausend und einer Nacht. Feierlich begrüßt er mich, zeigt mit majestätischer Handbewegung auf den verschliffenen Daghestan=Teppich an seiner Seite, ich schwinde mich zu ihm auf den Tisch, so geschickt ich kann, und nun sitzen wir vier neben einander wie chinesische Puppen und beobachten das Treiben des Beseistan.

Geraucht darf nicht werden; denn unschätzbare Kostbarkeiten an Stoffen und Teppichen, Holzschnitzerei und rasch vergänglichem Filigrangespinnst aus Edelmetall sind in den Hallen des Beseistan aufgespeichert. Ahmet=Agha heißt seinen zwölfjährigen Enkel im wattirten Hausröckchen, dem „Entari“, die Vorhänge zurücknehmen und zeigt uns seine uralten Krummjäbel, Handschars und Dolche, eijelirt, blasonirt, Hest und Scheide dicht besetzt mit Perlen und Türkisen, daneben entzückende Koranstände, die „Kale“ aus Sandel= und Rosenholz mit Silber und Perlmutter eingelegt, und herrliche, babylonische Kästen und Brettspiele, ganz und gar aus Perlmutter= und Schildpattsternchen und =blümchen zusammengesetzt. — Von all' dem zierlichen Frauenschmuck, den Ambra= und Weihrauchschalen, den Wasserkannen und reichen Becken zum Handwaschen gar nicht zu reden. Die Teppiche liegen abseits, ein unscheinbarer Haufen; als aber der Besitzer mit zärtlicher Fürsorge den ersten abhebt und auseinanderschlägt: welch' ein wunderbares Farbungemisch von Lasurblau, Smaragdgrün, Veilchenlila und Rosenroth in strenge und doch anmuthreiche Formen gewoben! Es ist ein „Shetsadé“, ein Gebetsteppich aus Khorassan, und als ich nach dem Preise frage, nimmt sich der Kaufmann gar nicht einmal die Mühe, ihn mir zu nennen. Er sieht mich nur mit überlegenem

Lächeln an und sagt: „hej!“ — unser deutsches „oh!“ In diesem Falle heißt das: „Denkst du etwa, daß du jenen Teppich kaufen kannst?“ Allerdings flößte mir der Preis desselben, als ich ihn später erfuhr, Respect ein.

Im Beseftan wird von Zeit zu Zeit eine ganz eigenthümliche Art Auction abgehalten. Wer eine Sache auszubieten hat, durchwandert damit die Bogengänge kreuz und quer, ruft seinen Preis von Bude zu Bude, und die Verkäufer auf den Tischen bieten und überbieten einander für sich und ihre Kunden, die, ruhig abwartend, oft stundenlang bei ihnen hocken, sitzen und stehen.

Auf diese Art sehen wir einen Damascenerfäbel, ein Diamantarmband, eine Petroleumlampe und ein ganz gewöhnliches Wasserkännchen: Firma Billeroy & Boch, verkaufen. Das Kännchen erzielt einen „Beschlick“: fünf Biafter, also etwa das Doppelte seines Werthes, die Lampe wird allerseits indignirt zurückgewiesen; denn die Porzellankuppel ist mit hüpfenden Ballettänzerinnen bemalt.

„Uscht, jahudi!“ ruft Ahmet-Agha's Nachbar entrüstet dem Händler nach, der auf seinen Plattfüßen schlurrend dahinläuft: „Pack dich, Jude!“

Natürlich werden vor allen Dingen alte und neue Teppiche ausgerufen. Türken, Araber bis zur Negerchwärze, Reisende und Dragomans, Alles passirt an uns vorbei. Dann drei hohe, phantastisch und stolz gekleidete Männer: Statuengesichter des classischen Alterthums, große Augen, feine, nervige Hände. Das sind Circassier; so schön sie sind, man darf ihnen nicht zu sehr trauen. Dann ein ganzer Trupp wildblickender Räuberideale mit flatternden Zottelmähnen, in Zöpfe geflochten langen Schnurrbärten und böse funkelnden Schligaugen in den tiefbraunen Gesichtern: Kurden,

die ihre goldstarrenden Märchengewänder voller Riemen, Schnüre und Troddeln zur Schau tragen und sich werthlosen Tand erstehen, um sich noch toller herauszuputzen.

Die Strahlen der Sonne fallen schon schräg und röthlich herein; die Dämmerung des Beseftans wird geheimnißvoller und durchwebt sich mit Purpurgluth. Die Türken befragen ihre Uhren: es geht auf elf nach mohammedanischer Zeitrechnung, die, verschieden von unserer christlichen, sich nach dem Sonnenuntergange richtet, täglichen Verschiebungen preisgegeben. Die Stunde des Gebetes naht und die Stunde, zu der Hunger und Durst nach langem Fasten gestillt werden dürfen. In die ruhigen Gestalten der Verkäufer kommt Bewegung. Sie beginnen ihre Kostbarkeiten zu verschließen, ihre Gewänder zu wechseln, das rauhe Handtuch zu nehmen und in die Höfe der nahen Moscheen zur Waschung zu eilen, in die der Bajazid- und Nuri-Osman-Moschee. Eine Stunde vor dem Rufe des Muezzin schon liegt der Beseftan still und leer. Bald wird der gedungene Oberwächter, der „Bekdji-baschi“, mit dem Stabe pochen und die Thore schließen. Niemand bleibt, nur die Hunde, die zu den Plagen und Wohlthaten der Stadt zählen, streifen ruhelos umher und nähren sich von den häßlichen und übelriechenden Abfällen des Tages.

Wir gehen vom Beseftan aus durch ein neues Gewirr kleiner Gäßchen hinauf zum „Missir tscharschi“, zum ägyptischen oder Droguenbazar, unweit der neuen Galatabrücke. Vorüber an verlockenden Fruchtbuden, in denen Citrone und Apfelsine, Dattel und Feige, Kastanie und Pistazie in Grün und Blumen prangen. Das Volk drängt sich noch. Die Frauen plaudern mit ihren Kindern, die heimbegehren, weil der Hunger sie plagt; die seidenen Feredjé's

knistern gegen einander, die Sandalenschuhe klappern. Pferde, Eselchen, Wagen mit gaffenden, verblüfft dreinschauenden Reisenden theilen den Menschenstrom. Viele dieser Orientpilger aus dem lieben Vaterlande haben es für gut befunden, sich in schneeweiße Röcke und schleierumwundene Korzhüte zu kleiden, als ob sie sich unter dem Aequator sonnten. Am Bosporus ist der Lenz noch spröde, und mir ist mein Pelz an diesem herrlichen, aber kühlen Abende sehr angenehm.

Der Missir tsharschi wieder von frappirender Eigenart. Ein endloser Gang, aus dem uns ein starkes Gemisch würziger Düfte entgegenschlägt. Zimmet, Muscat, Nelken und Bisam, dazwischen Terpentin und Mastixharz. Es wirkt einhüllend und betäubend auf die Nerven, vielleicht auch auf die der Verkäufer. Noch gravitätischer als die des Befestans sitzen sie da auf gekreuzten Beinen und drehen die Perlen des stundentödtenden Lisbeh und sind so alterthümlich und malerisch gekleidet, daß man an die Händler und Wechsler im Vorhof des Tempels zu Jerusalem denkt, die der Herr austrieb. — Alle ihre Waaren sehen sehr rein und anlockend aus, hochgestapelt auf Schüsseln und in Säcken, mit Lorbeerzweigen besteckt, deren ernstes Grün den Glanz der Farben, die Formen der Krystalle, Körner, Rhomben und Ovale hervorhebt. Die Verkäufer nehmen von uns keinerlei Notiz. Ganz still dehnt sich die Bogenhalle mit ihren schräghängenden Wandtafeln, in wunderbarer Holzschneiderei, die weiche Schatten werfen und altersblank das rosige Abendlicht widerspiegeln, das von draußen hereinfällt. Tauben flattern hin und her — die Hunde halten sich diesem edlen Duftgemenge, dieser ausgesuchten Reinlichkeit fern. Nur Brunnengeplätscher und die langgezogenen

Rufe der Wasser- und Brotverkäufer brechen die feierliche Ruhe. Am Ausgange arbeitet ein ambulanter Schlächter, und da stehen die Hunde in Rotten, winselnd, schweißwedelnd auf die Gedärme des feisten Hammels wartend. — Nun schließt sich auch der Missir-tscharschi. — — —

Die Sonne sinkt glühend hinter die Seraïspitze und streift die Kuppel der Hagia Sophia. Wir fahren im leichten Kaïf durch indigoblaue, stille Fluth hinüber nach Galata zurück. Der Kanonenschlag von Tophane, der das Ende der Fasten dieses Tages verkündet, dröhnt lang nachzitternd durch die frische Luft, und von Minaret zu Minaret klingt der Ruf des „Muezzin“ zum Gebet.

Hoch dort oben sehen die schwarze winzige Gestalt um die Thurm-gallerie kreisen; das letzte Sonnenlicht glänzt auf den emporgestreckten Händen, dem schneeigen Muslinturban des Andächtigen.

Schwach und doch eindringlich tönt sein Ruf: „haija ale' s'alläh! haija cale'l feläh! alläh ekber! lâ iläha illä'lläh!“ — „Kommt zum Segen, kommt zum Heil! Gott ist groß, es ist kein Gott außer ihm!“

Der letzte rothe Himmelfunke ist erloschen, die Dämmerung sinkt auf raschen Flügeln zur Erde herab. Wir landen und eilen zum Tunnel, d. h. Monsieur Nikolaki und ich. Der Pascha fährt eine Station weiter nach Beschik-Tasch am Bosphorus. Dort ist er zu einem moslemitischen Großwürdenträger zum „Iftar“ geladen, der reichen Mahlzeit nach dem Fasttage, und er wird auch über Nacht ausbleiben, als gern gesehener Gast: „Müsafir“ — seines Collegen vom Kriegsministerium.



V.

„Miskinhané“ I.

Es ist ein feuriger Jüngling in weißen Haaren, der mir gegenüber sitzt und mir mit beredtem Munde, blitzenden Augen und lebhaften Gesten seiner nervigen Hände Vortrag hält. Ja, einen förmlichen Vortrag in gewähltem Französisch, und das Thema interessirt mich wie ihn selbst: die Lepra. Gestern auf der Galatabrücke hat sich ein entsetzliches, elendes Menschenfragment vor meine schreitenden Füße gewälzt durch Staub und Hitze, hat gewinselt und gebettelt und sich an mein Kleid gekrallt und ein Stück Weges mit fortschleppen lassen. Ich möchte mich ein wenig näher über die Unseligen unterrichten, und mein philanthropischer Pascha hat mich soeben bei seinem guten Freunde eingeführt, bei Doctor Zambaco-Pascha, einem der Wohlthäter jener Qualbeladensten auf Erden.

Es ist an diesem tropischen Tage wohl gut und erquicklich im lustigen und sehr stillen Gemache des schönen Hauses der Kulogloustraße zu Pera Plauderstunde zu halten. Wäre nur das Thema nicht so bittertraurig. Der

Nedende hat die Arme über der Brust fest ineinandergeschlagen und docirt mit schneidender Schärfe. Die Sonne, die durch eines der großen, offenen Fenster hereinbricht, gleitet über das kluge Gesicht, das trozig gesträubte Silberhaar spiegelt sich in den jugendlichen Augen und streift den spöttisch geschürzten Mund, um sich dann in den weichen Falten des braunjammetnen Hausrocks zu verlieren. Und ihr glanzvolles Strahlen, so scheint's, verleiht dem gesprochenen Worte zwiefache Klarheit.

Er ist ein fanatischer Deutschenhasser und macht mir ebenso wenig Hehl daraus, wie ich ihm aus meiner germanischen Abstammung und Vaterlandsliebe. Paris ist die Wiege seiner medicinischen Wissenschaft geworden, und seitdem betrachtet der impulsive Grieche es als seine zweite Heimath. Allein weltmännische Bildung achtet selbst in der Feindschaft die Persönlichkeit. Zudem: — wir befinden uns auf dem neutralsten aller Gebiete, und so kommen wir vortrefflich mit einander aus.

„Selbstredend können Sie meine Armen sehen, immer — jeden Tag. Der „Chodja“, der die Aufsicht hat, zeigt Ihnen jeden Winkel und dankt Ihnen in meinem Namen für die kleinste Gabe. — Ja, gehen Sie getrost, wenn Sie den Muth der Barmherzigkeit haben! Hätten Sie ihn denn wirklich? Mich sollt' es doch wundern! — Ansteckend? Bah! Das ist unnütze Furcht.“

„Aber die uralten Traditionen, Excellenz, die Beobachtungen zahlloser Aerzte und Laien. — —“

Elastisch springt er vom Sessel in die Höhe und faßt rechts von mir am Fenster Posto, die Arme gekreuzt, wie vorhin. „Die Traditionen sind Sage; und was kümmern mich die Beobachtungen Anderer? Ich mache die meinen, ich widme

ihnen meine Kraft, mich selbst, und ich dächte, mein Blick wäre noch ungetrübt trotz dieser —! (Er fährt mit raschen Händen durch sein silbernes Haar.) Meine Ueberzeugung verfechte ich auf festem Grunde: der Ausfall ist nicht ansteckend. —“

Er hat den Fuß kampfbereit vorgelegt und blickt mich, noch weit lebendiger als zuvor, aus seinen ausdrucksvollen Augen an. „Wo wäre ich zum Beispiel, Madame, wenn der Ausfall ansteckte? —“

Ein stolzes Bekenntniß, dieser kurze Fragefall! — Das Bekenntniß einer Sisyphusarbeit, über der kleine Kräfte wohl verzagen würden, ehe sie das Alter der weißen Haare erreicht hätten.

„Besuchen Sie meine Unglücklichen,“ wiederholt er, und sein Gesicht versteint förmlich im Berufsernste; „und lernen Sie zugleich orientalische Logik kennen. O Logik! Logik und heilige Einfalt! Zählen Sie die Häupter Derjenigen, die man in der Clausur der Leprosorien hält und ängstlich meidet wie die schwarze Pest, und versuchen Sie die Summe Derer zu ziehen, die ich seit Jahren, Tag für Tag auf der gleichen Stelle, auf ihren Stammplätzen in dieser gesegneten Hauptstadt hocken, liegen, kriechen sehe! Um sie her tummelt sich gesunde Jugend und bleibt gesund, wächst und gedeiht. — Mir ist in meiner langjährigen Praxis, auf all' meinen Reisen kein Fall vorgekommen, der die Uebertragbarkeit der Lepra ganz rein und zweifellos bewiese?“

„Und die Priester und Pfleger, die doch ergriffen werden, Excellenz?“

Er zuckt ein paarmal rasch hinter einander die Achseln. „Untersuchen Sie zuerst einmal Nahrungs-, Wasser- und

Klimaverhältnisse. Die Gefunden, die sich aus Zwang oder Berufseifer hineinbegeben, fallen ihnen zum Opfer. — Ja, ja! das ist ein Streit zwischen uns Gelehrten, die wir allwissend sein möchten. Jeder will das Bestehende in sein Schema hineinzwängen. — — Ob Erwerbsgut oder Erbgut — die Cardinalfrage bleibt: wie rottet man diese Geißel der Völker aus?“

„Nun? werden Sie's wagen?“ fragt mich mein Gastgeber, als wir nach beendetem Besuche mit einander in die Große Perastraße zurückschlendern.

„Ich möchte und doch mag ich nicht —“ entgegne ich; aber trotz meines feigen Schwankens verfolgt die Leprosie, das „Miskinhané“, das abseits von Scutari liegen soll, meine Gedanken. Dazu mühe ich mich zufällig gerade mit der Uebersetzung eines der allerschmerzlichsten Fatalistenlieder eines türkischen Volksjägers in unsere deutsche Sprache ab: „Kismet we Miskin“: „das Schicksal und der Ausfällige“ ist es betitelt, und unablässig verfolgt mich diese Strophe:

„Du bist das Hoffnungsloseste des Hoffnungslosen —
— Für dich schreibt meine Riesenhand: Entsage!“





VI.

„Miskinhané“ II.

Endlich habe ich das tragische Opus zweimal einundzwanzig Stunden lang alles Ernstes vergessen über schönen und heiteren Dingen, da aber kommt es mir am dritten Tage mit aller Gewalt in die Phantasie zurück, während ich mit einem meiner gewohnten, jugendlichen Begleiter eine Wanderung in der Banumeile von Scutari mache. — Diese Wanderung verkörpert das Lied und die Schwermuth selbst, die es dem Dichter eingegeben hat.

Grau in Grau steht die Welt. Der Abend will sich schon neigen; seit der Morgenfrühe haben wir uns umsonst nach einem freundlichen Sonnenstrahl gesehnt. Jetzt weben fahle Regennebel aus Milliarden sprühender Tropfenatome ihre Schleier um die vielhundertjährigen Cypressen des „Bojuk-Mesaristan“, des ungeheuren Gräberwaldes von Scutari, hängen sich ins Geäst und huschen und kriechen um tausend und abertausend senkrechte Gedenksteine des Todes.

Ein ehrfurchtgebietendes Reich des Schweigens. Dämmerige Alleen laufen in unabsehbaren Schlangenlinien dem

heiligen Osten zu; schmale Steige, nachtdunkel, begrast und überrankt, durchkreuzen und durchschneiden die breiten Straßen. Immer zu neuen Gräbergruppen führen sie, deren Grabsteine sich alle gen Osten wenden. Gespenstisch verschwimmend siehst Du sie ragen und weißlich schimmern, sie verstecken sich und tauchen in verlorenen Fernen auf, gerade gerichtet, schräg, umsinkend, am Boden liegend. — Hier verwittertes Getrümmter, dessen Krönung sich, Gott weiß, wo, im knietiefen Bucherkraut verbirgt, dort weißer Marmor mit erhabenen Goldschnörkeln aus dem Koran beschrieben, da ein verwachsen maigrünes Denkmal. Es läuft in die jungfräuliche Muschel aus, der die Perle: die Seele fehlt. Das Meer der Ewigkeiten hat die Perle in Allah's Schooß getragen, und nun glänzt sie sanft in der Kette, die auf Allah's Herzen ruht. So sagt es der herrliche Spruch des grünen Steines. Und über alle die Lob- und Leidverse, die schlichten und pomphaften Namen ziehen Moose und Flechten ihre grauen Runenzeichen. Die Turbane der Großen, die Spizhüte der fanatischen Derwische bekränzt höhnisch das freche, klebrige Schmarogergerank, das im Volke „Kettenfinger“ heißt: „Parmak zindjiri“. — Kein anderer Grabeschmuck. Nirgends eine Platane oder Terebinthe, keine Rosenblüthe, kein Nachtigallentriller ringsum. Nichts als dies Gewirr von Leichensteinen zwischen schwarzen Cypressenwänden, die sich vor- und hintereinander schieben und neben einander hinlaufen. Kaum ein Himmelsblick dringt von oben herein. Eifersüchtig streben die majestätischen Wipfel der Riesenbäume, ihn aus der Heimath des Todes und des Moders zu verbannen. Stolz und starr lassen sie sich vom Frühlingswinde umbrausen und haben kein weiches Nicken im Geäst für seine ungestüme

Werbung: „nehmt mein Leben in eure mächtigen Arme.“ Dieser Cypressenhain ohne Ende ist so melancholisch, so schauerlich erhaben, daß er dem Tode sein Versöhnendes nimmt, und das geheimnißvolle Schicksal selbst scheint in Schatten und Nebelweben vor dir herzuschreiten, dich unablässig mahnend:

„Staubkorn im Siebe; — auch du wirst mit Millionen deinesgleichen in den Wirbelwind des Vergessens gestreut werden!“

Wir durchstreifen diesen feierlichen Irrgarten, der sich gleich einem langschleppenden Trauermantel um die Hügel-
schultern des goldenen Scutari-Üsküdar am Bosporus hinbreitet, schon seit einer reichlichen Stunde und philosophiren uns, Weg und Steg außer Acht lassend, an der Hand der düsteren Poesie des Volksängers in eine Stimmung hinein, die dem fatalistischsten Moslim Ehre gemacht hätte. Jetzt aber beginnt mein jugendlicher Gefährte doch endlich nach dem Richtpfade hinüber zur Ebene von Haider-Pascha auszuspähen. Dort, hinter dem großen Militär-lazareth, wollen wir im Brückencasino das letzte Dampfschiff nach Galata abwarten und beim Schälchen Mokka die trübe Stimmung abschütteln. Wer's noch nicht erlebt hat, macht sich keine Vorstellung von der öden Trostlosigkeit des farbenprächtigen Orients bei Sturm und Aprilregen, zumal während des Fastenmonats Ramasan. Da bleibt der darbende Gläubige gern daheim und ergiebt sich dem Schlummer und beschaulichen Keff bis zum Iftar. Der Iftar ist im Ramasan die einzige Mahlzeit des Tages; nach Sonnenuntergang erst darf sie aufgetragen werden. Selbst die Gewänder der Frauen des Volkes schimmern in diesen Wochen nur

felten als große, bunte Blumen zwischen den Kirchhofscypressen, und die Spiele der Kinder sind stiller. Denn auch die Kleinen ermatten am Fasten. Sie träumen nur noch von „Pilaf“ und „Jaourt“, dem fetten Reis mit Huhn und der geronnenen Milch, und sehnen sich nach den sesambestreuten Brotkränzen und den köstlichen Apfelsinen des Abendessens.

So haben wir Beide das Kirchhofsreich fast für uns allein. — Nur ein einziger Büffelarren, von arabischen Negern gelenkt, ist uns vorübergerumpelt. Wir haben die drei Schwarzen um den Schutz ihres Planlakens beneidet, und beneiden jetzt den anatolischen Hirten, seitab von unserer Straße, um seinen schweren, schmierigen Pelzmantel. Der Bursche ist jung und kräftig, aber er hat finstere Augen. Er hockt thatenlos vor einem hohen Grabsteine; seine Schafheerde schweift hierin und dorthin und zupft blökend an Halm und Unkraut zwischen den verwahrlosten Ruhestätten. Neben dem jungen Hirten am Boden liegt ein Bündelchen Lauchzwiebeln und ein halbes Rad des flachen Fodla-Brottes; allein erst in einer Stunde frühestens wird der Kanonenschlag des heutigen Fastenschlusses von Tophane nach Scutari herüberdröhnen und ruft der Muezzin sein: „Allah ekbér!“ von den Gallerien der tannenschlanken Minarets in weiter Runde herab. Als wir nahen, versteckt der Hungrige seine Speisevorräthe unter dem Pelze. Eben vorher hat er, durstgeplagt, den regennassen Handrücken gegen seine saugenden Lippen gepreßt. Nun schlägt er die finsternen Augen zu meinem Begleiter auf, erhebt sich, faltet die schmutzigen Hände unterhalb der breiten Brust und erwartet ehrerbietig den Gruß des Herzutretenden.

„Achsamlar chaïr olsun!“ sagte Dieser. „Guten Abend, Rıza.“

„Schükür ederim, efendim!“ „Ich danke Dir, Herr. Möge Allah Deine Höhe um keines Fußes Breite verkürzen!“

„Auch Dir Dank für den guten Wunsch, Rıza. Was treibst Du hier, wo Dein Vieh keine Weide findet?“

„Efendim! — es ist gesättigt, ich aber leide Hunger und harre des Rufes von unserem Bethause, daß auch ich essen kann.“

„Ja wahrlich, drüben liegt es, euer Kloster!“ ruft mein Begleiter. „Gott wolle seine Einkünfte verzehnfachen und Deinem Bruder langes Leben schenken!“ Dann wendet er sich mir zu: „Dort könnten wir ein wenig rasten; aber ehe wir einen Schritt weiter thun, möchte ich wissen, ob Sie Furcht und Grauen empfinden. Denn da drüben, in einem Grabe zwischen Gräbern wohnt „das Hoffnungslofefte des Hoffnungslosen“: der Ausfaß.“

Er hält mich an der Hand zurück und zeigt auf ein graues, ruinenhaftes Gebäude am jenseitigen Saum der breiten Straße. Es steht da, als ob es sich nur noch mühsam aufrecht erhalte; wie der Verfall selbst, von einer Hecke umgrenzt, die steinerne Halbsäulen von zwanzig zu zwanzig Schritt stützen. Die Oberfläche dieser Halbsäulen muß gehöhlt sein, denn ich sehe ein paar Vögelchen, die sich flügelchwirrend in einem kleinen Becken zu baden scheinen. Durch das leise und stetige Regengeriesel erkenne ich auch deutlich ein paar weibliche Figuren — unverschleiert, wider sonstigen Türkinnenbrauch — die vor der Eingangspforte umherschwanke. Eine derselben geht am Stock und nun stößt sie einen krächzenden Klageschrei aus und hebt einen winkenden Klumpen. „Großer Gott! Das kann doch keine Hand sein?“

„Eine fingerlose. Ich wiederhole Ihnen: wir sind

am Misfinhané, dem Hause der Aussätzigen. Es ist ein türkisches Kloster, ein „Teké“, und seine Bewohner heirathen Alle, wiewohl sie sich „Dédé“ nennen: Mönche. Der Chodja kennt und verehrt Ihren Gastfreund in Pera, und mit des Chodja Bruder, dem Hirten, Riza haben wir eben gesprochen. Der Eintritt zu den Aermsten steht Ihnen durch Ihre Beziehungen frei. Oder reicht Ihre Kraft nicht über die poetische Wiedergabe des todestraurigen Gedichtes hinaus, das auf kein Unglück unserer Erdenwelt so voll und ganz paßt, wie eben auf dieses vor Ihren Augen? — Natürlich, Sie fürchten sich doch! Ich habe es wohl geahnt.“

Ein Schauer durchfriert mich. In der Theorie pflegen wir Frauen von gewöhnlichem Schlage tapferer zu sein, als in der Praxis. Meine Gedanken jagen in der kurzen Minute des Bögers rückwärts. Ich sehe mich wieder, in seligen Kindertagen, neben einem der längst verlassenen, mittelalterlichen Sondersiechenspittel der norddeutschen Heimath im Grase sitzen, vor mir die Harzberge prangend im Buchenlaub und licht von ungezählten Wiesenblumen. Meine zehnjährigen Gedanken erfüllt ein grübelndes Fragen: „Was ist Aussatz? Ist er wirklich vom Erdboden hinweggetilgt? Könnten ihn die Steine dieses Spittels nicht doch vielleicht als ein „fressendes Maal“ an sich behalten haben, wie die Bibel von den Judenhäusern erzählt, und wir Alle wären verloren?“ — Aussatz und Mondsucht däuchten mich damals die grauenvollsten aller Uebel. — Ich hatte dann mit meinem stumpfen Taschenmesserchen ein wenig an der Spittelmauer geschabt, bis ein paar röthliche und weißliche Adern im Gestein sichtbar wurden — „der Aussatz! das fressende Maal!“ Von förmlicher Panik ergriffen, hatte ich Reißaus bergab genommen, und, allen ernstest und faßlichen Aus-

einandersetzungen meines Vaters zum Troß, litt fortan meine Spielseligkeit am unbewohnten und wohlverschlossenen Sonderstiechenspittel verschollener Zeiten unter einer quälenden Beschränkung. „Der Ausfuß! o, der Ausfuß!“ fuhr mir's oft durch die kindischen Gedanken, und manchmal befühlte ich, vor dem Einschlafen, im Dunklen angstbebend meine kleinen Finger, ob sie auch noch alle zehn bei einander waren!

Fünfunddreißig Jahre sind seit jenen Sommerferien am Harz über die Welt hingegangen, und das „fressende Maal“ ist doch noch nicht aus ihr hinweggetilgt. Der grünende Buchenhain meiner Kindheitstage hat sich in schwarzen Cypressenwald verwandelt, die bunten Wiesenblumen in eingesunkene Grabsteine. Ich stehe nicht mehr mit schabendem Taschenmesserchen am Steinportal des leeren Spittels, das ein rohgehauener Sanct Jürgen frönt, sondern an der Pforte einer elenden Heimstatt heimathlosen Glends in der asiatischen Türkei. Anstatt des drachentödtenden Ritters verschlingt sich Sultan Mahmud's, des Reformers, Namensschnörkel, die „Toura“, über der Eingangsthür, und unter ihm preißt ein Lobvers diesen erhabenen Wohlthäter seines Volkes. — — Das Mislinhané freilich läßt keine solche Wohlthat mehr erkennen. Dante's Inschrift über der Pforte zur ewigen Qual hätte besser gepaßt. —

Eine der Ausgestoßenen da drinnen im umzäunten Hofe wendet uns ihr fahles Gesicht mit augenlosen Höhlen zu und streckt eine dürre Geierkralle nach Gaben aus. Aber ein zweites unglückliches Geschöpf wehrt ihr. Diesmal ist's ein Mann, zusammengekrümmt, tiefes Leiden in starre Züge und unheimliche, große Braunaugen gebannt.

Er tritt dicht an den Zaun und spricht zu dem Hirten Riza. Es ist Hussein Kéhaya, der Älteste und deshalb Stellvertreter des aufsichtführenden Chodja während dessen kurzer oder längerer Abwesenheit. Er empfängt und vertheilt auch die spärlichen Almosen Vorübergehender, die sich scheuen, mit den Verfehmten in Berührung zu kommen und ihre Gaben deshalb den einfachen Opferstöcken, den Höhlungen der Halbsäulen an der Grenzhecke, anvertrauen. Ueber diese Hecke hinaus darf sich keiner der Ausfähigen ins Freie wagen.

„Wo steckt der Chodja, Kéhaya? Die Hanum-Efendi will zu Euch eintreten, und der Chodja soll sie führen.“

Riza, der Hirt, weiß seinen Bruder zu finden. Dort, hundert Schritte vom Misfinhané, sitzt er und lehrt die Kinder. Eilsfertig läuft Riza am Saume des Cypressendickichts hin. Wir sehen einen großen, bärtigen Mann im Schutz tiefhängender Zweige inmitten eines Kinderkreises fauern. Sein schneeweißer Turban schimmert blendend vor der schwarzen, hochragenden Baumwand. Auf Riza's Anruf erhebt er sich langsam und kommt würdevollen Schrittes und gesenkten Hauptes heran, die Hände über der Brust vereint, denn Riza hat ihm zugescrien:

„Jahu, kardaschym! müsarfirler!“ — „Heda, mein Bruder! Gäste!“ — und Gäste begrüßt man mit allen Zeichen der Ergebenheit. Sein Gefolge trippelt munter hinter ihm drein, sechs oder sieben kleine Buben und Mädchen in buntscheckigen, schlafrockartigen Röckchen und winzigen Tschartschafs und Feredjé's. Ein armer, trottelig dreinschauender Bursche schleppt auf jedem Arme ein blaßes, zartes Püppchen in Wickelbinden und stolpert mit dieser leichten Last dem Zuge nach. — Von Fünfen aus

der Kinderſchaar, ſo belehrt uns der Kéhaya, ſind Vater oder Mutter auſſäzig, und beide Eltern eines Sechſten zählt die graue Krankheit unter ihre qualbeladenſten Opfer! — Mein Verſtand ſteht ſtill; der Schauer von vorhin durchfriert mich wieder — —

Und hier iſt der Chodja. Stattlich und blond; ein Fünzigjähriger mit klaren, ehrlichen Augen, um den ernſten Mund den Zug ruhiger Klugheit, die ſein ſchweres Amt erfordert. Pfleger, Lehrer, Tröſter und Richter, alles das muß er in ſeiner Perſon vereinen. Seine wohlthuende Stimme dämpft jezt der Reſpect; die Hand, die er grüßend gegen Bruſt und Stirn drückt, iſt auffallend weiß und gepflegt. Mit meinem Begleiter wechſelt er bilderreiche Höflichkeitsreden; mich mißt ſein erſtaunter Blick von Kopf zu Fuß, biß ich ihm den Namen meines gaſtlichen perotiſchen Paſchas nenne, der ein ſelbſtloſer Freund aller Bedrängten iſt. Nun fühlt ſich der Chodja mit einem Schlage orientirt, ladet mich ein, näher zu treten, legt ſogar, nach abendländiſcher Sitte, ſeine Rechte willig in die meinige und ſchreitet voran in den Hof ſeines klöſterlichen Miſkinhané.

Die Kinder, der ſtolpernde Trottel mit ſeinen Wickelpüppchen, Riſa der Hirt und die Auſſägigen da draußen folgen uns begierig und ſo froh bewegt, wie es ihnen nur möglich iſt; denn Beſuch einer Frau auß jener großen Welt, die ſie außſtößt, iſt ein ſelteneß Ereigniß, ſo ſcheint's. Andere Unglückliche ſchleichen und hinken von drinnen herzu, und plötzlich bin ich im Mittelpunkte dieſer unſäglich traurigen Schaar. Ihre härenen Kaſtane, ihre zerſchliffenen Feredjé's ſtreifen mein Kleid, ihre heiseren und rauhen Stimmen umflüſtern mich; ich berühre die armen, verſtümmeiten Hände und verſtehe mich ſelbſt nicht mehr.

Jede Spur von Scheu und Abscheu ist verwischt. Unmöglich ist mir's, da kleinliche Furcht zu hegen, wo das tiefste, bitterste Leiden versucht, sich für mich ein Dankeslächeln abzurufen, wo meine schwache Kraft im Stande ist, den Freudlosesten auf Erden ein leises Glücksgefühl zu erregen, ihnen den verglimmenden Funken des Glaubens an erbarmende Nächstenliebe wachzuhalten. Mit dem Worte „Ansteckung“ haben sich meine Gedanken zu dieser Stunde nicht mehr beschäftigt. Ich meine, wer den Schritt über die Seufzerbrücke und hinab ins dunkle Gefängniß des Menschenelends gewagt hat, der soll da drunten nichts denken, als „Wohlthun“, und Neugier und Kritik hinter sich zurücklassen, wenn er nicht vermag, durchgreifend zu bessern.

Eine achtjährige kleine Kufie, so ein recht liebes, lachendes Geschöpfchen, drängt sich ganz dicht an mich, schiebt ihr braunes Händchen verstohlen in meine herabhängende Linke und schaut freundlich und innig wie ein Schutzengelchen zu mir empor unter den wirren Lockenbüscheln, die ein grau-geordener Schleierfetzen auf dem Scheitel deckt. Ihre Mutter sieht mich scheu prüfend von der Seite an und beginnt Koransprüche wider den bösen Blick in sich hinein zu murmeln. Als ich ihr jedoch, dem hübschen Kinde zu Liebe, mein bewunderndes „maschallah!“ zurufe und zur richtigen Bekräftigung des Lobes beide Hände hebe, scheint der mütterliche Argwohn zu schwinden. Sie nimmt sogar dem blödsinnigen Memed-Mohadjir eines der beiden Wickelpüppchen aus dem Arm, ihr Jüngstes, und freut sich, als ich auch zu klein Hussein mit den großen, sammetschwarzen Augensternen „maschallah!“ sage. Zufrieden nickt sie rückwärts zu ihrem aussätzigen Gatten hin: sie selbst ist gesund. Der Gatte, der mühselig hinterdrein wankt, vermag nicht

einmal seine Antwort zu lächeln; denn sein Gesicht ist verschwollen, braunglänzend und fühllos. Aber in seine schwermüthigen Augen hat sich der Ausdruck geflüchtet und lebt darin so intensiv, wie ich ihn kaum je in anderen Augen gesehen habe. Dank — Rede — Lächeln — bitterster Gram, alles liegt in diesem Blicke, den er mir zusendet. Er muß unsäglich leiden: seine Gliedmaßen, deren Finger und Zehen sich, nach und nach absterben, lösen, bereiten ihm ohne Aufhören rasende Schmerzen.

Genug der herzerreißenden Einzelheiten. Diese Skizze soll alles Andere sein, nur keine fachliche Abhandlung über den Ausatz. Blätter könnte ich füllen, wollte ich mich über jeden der Verlorenen besonders aussprechen. Denn ihre entsetzliche Krankheit, unter wie verschiedenen Formen sie auch auftritt: verstümmelnd, ertödtend, vertrocknend, Beulen und Wunden aus der Lebenstiefe an die Oberfläche treibend, das Menschenantlitz zur scheußlichen Thiermaske verzerrend, menschliche Glieder in die des Elephanten verkehrend — ist bis auf den heutigen Tag das „Hoffnungsloseste des Hoffnungslosen“.

„Für Dich schreibt meine Riesenhand: Entsage“ — wahrlich, es ist, als hätte der Poet seine finstere, neunfach wiederholte Strophe einzig und allein für diese schuldlosen Paria seines Heimathlandes empfunden, und für die Nachwelt zum Mitempfinden. Der Lichtblick in den schmerzverdunkelten Existenzen der Ausätzigen: Ehe, Vater- und Mutterschaft, ist ein verhängnißvolles Trugflämmchen, ein Unding, vom Standpunkte des Volkswohles herab betrachtet. Sie sind ja Trostbringer, die harmlosen Kleinen, die das verpestete Kloster, den freudlosen Hof mit Spiel und Geplauder erfüllen; ihren hinsiechenden Eltern bedeuten sie

einen Reichthum, der sie mit Sultan und Großvezier auf eine Höhe stellt; aber der Trost gleicht jenem faulen Holze, das der Thor zum Ueberbrücken des Abgrundes nahm.

Bis ins dritte und vierte Glied behält die furchtbare Saat ihre Keimkraft. Mit der Verschwisterung und Versippung der Generationen wirft sie ihre treibenden Samensporen nach rechts und links ins Blut der werdenden. Zwar soll sich, nach statistischen Feststellungen die Zahl der Ausfähigen in den betroffenen Gegenden verringern. Ganz verlöschen jedoch wird die „Sonderseuche“ schwerlich, so lange der Begriff „Familie“ sich ihr zugesellt. Den Gelehrtenstreit um die Frage: „Ansteckung oder Vererbung?“ wird erst die Zukunft entscheiden, die das weite Feld der Bacteriologie unermüdlich bebaut, um ihm zum Wohl der Menschheit Früchte abzugewinnen.

Doctor Zambaco-Bascha vertritt also, freilich mit geringem Vorbehalt, die Vererbungstheorie und verneint die der Ansteckung. Ebenso, aber vorbehaltlos, entscheidet sich der Chodja des Misfinhané, der seit bald fünfzig Jahren mit den gesunden Seinen unangefochten inmitten seiner schwärenbedeckten Pfleglinge haust.

Ich gestehe schüchtern, daß ihre klare Beweisführung an lebenden Beispielen mich ihrer Theorie gewonnen hat. Ausdrücklich betone ich das Wort „schüchtern“, da ein Frauenverstand ohne Universitätsbildung im Grunde kein Recht hat, in so schwierigen und rein wissenschaftlichen Fragen Partei zu nehmen.

Indessen — an dieser Stelle bekenne ich mich offen zu der meinen, um Pinselstrich und Farbestimmung meiner Skizze zu bezeichnen und zu rechtfertigen.

Nach diesem Abschweifen auf streitiges Gebiet zurück in den Vorhof des Miskinhané.

Vom Vorhofe gelangt man zum Inneren des Spittels. Der Name Hospital, der den Begriff rechtmäßiger Versorgung in sich schließt, paßt auf dieses verfallene Gemäuer nicht, das trotz seiner Steinconstruction nichts mehr ist, als ein Schuppen. Je weiter ich vordringe, um so tiefer empfinde ich des reformatorischen Padischah Namenstoura und das Loblied über dem Eingang als krassen Hohn. Das Beste, was dieser durchgangartige Innenhof besitzt, ist die Luft, die ihn mit jedem Windhauche reinigend durchströmen kann, das Licht, mit dem die Sonnenküsse des warmen Südens ihn segnen. Da und dort hat sich ein bescheidenes Schlinggewächs angesiedelt und am bröckelnden Mauerwerk emporgeschwungen und läßt seine freundlich grünen Ranken von den gedrückten Thürbögen der Zellen nicken. Dieselben, etwa zwanzig an der Zahl, liegen einander gegenüber, nur von der geringen Breite des Durchgangs getrennt. Einzelne bewohnen sie, Ehepaare, Familien, je nachdem. Sie sind gleichzeitig Schlaf- und Wohnraum. Hier kochen und verzehren die Glenden ihre Fische von zweifelhafter Güte, mit zweifelhaftem Oele zubereitet, ihre trockenen Richeerbsen und Linsen, die der Gemüsehändler des Winkelgäßchens von Scutari ausgeschossen hat, ihr hartes Brot, wenn ihnen einige Paras aus den Almosen der Opferstöcke zufallen. Hier hungern sie und schaaren sich im Winter zitternd um den qualmenden Feuerkorb, den Mangal, hier brüten sie in dumpfen Qualen hin und hauchen endlich ihre gepeinigten Seelen aus. Dann werden ihre Leiber, abseits von den Gräbern der übrigen Todten, unter den Cypressen eingescharrt. Und ihre Kinder wachsen in diesem Sammer

auf, helläugig und lächelnd, wie die glücklicheren Genossen da draußen — bis das schleichende, angeborene Gift seine Blasen auch bei ihnen oder ihren Kindern an die Oberfläche wirft.

Ich überwinde mich, in drei oder vier dieser Zellen einzutreten. — Nie werde ich vergessen, was meine Sinne wahrnahmen, nachdem sie sich an das Dürster dieser Gräber; an ihre Moderluft gewöhnt und eine minutenlange Weile, mit Aufbietung aller Kraft gegen athemraubenden Ekel gerungen haben. — Solche Tragik schlägt den Ekel aus dem Felde.

Durch Ochsenaugenfensterchen unter der Decke stiehlt sich schwache Dämmerung hinein, unfähig, wider Schmutz und Spinnwebsehleier und Sprünge des winzigen Glasrunds zu kämpfen. Am Boden knistern und rascheln dürres Krautwerk und harte Halme unter den schwerfälligen Bewegungen der lebenden Menschenreste, die sich hier in langsamer Agonie verzehren. — Alles verschwimmt vor meinen Augen; ein gewaltiges Etwas drängt mich zurück. Die formlosen Körper, die sich dort regen und mühsam erheben und sich dumpf seufzend auf uns zu wälzen, gleichen den schreckenden Erdgeistern und Mraunen unserer Spukgeschichten. Es sind ihrer Wenige, dem Himmel sei Dank, aber jeder Einzelne muß ein überwältigendes Gemisch von Mitleid und Grausen im Herzen des begnadeten Gesunden erzeugen. — — — — —

Der Kéhaya, der während der kurzen Besichtigung immer an meiner Seite geblieben ist, hat auch die Worte, die ich, aufs Aeußerste erregt und ohne Nachdenken, in meinem gebrochenen Türkisch hervorstümpere, aufgefangen und verstanden: „Für was solche Strafe? — öjle dschéza — nitschin?“

Langsam schüttelt er seinen Kopf, dessen altes Turbântuch um das weiße Linnenmützchen gewunden ist. „Dschéza?“ flüsterte er heiser und wickelt das, was ihm von seinen Händen noch geblieben ist, fröstelnd in die weiten Ärmel seines Kaftans: „dschéza? — já Allah — chair! chair! — kismet!“

„Strafe? o Allah, nein, nein! — Schicksal!“

Kismet: so stand es für mich geschrieben. Vornehmste Satzung im Katechismus dieser Fatalisten des Ostens, Sklavenwort — Herrscherwort — wie sollen wir's nennen? Es hat doch etwas sehr Großartiges, wie jener Glaubenssatz das Dasein der Unglücklichsten durchdringt und ihnen hilft, das Unabwendbare würdevoll zu tragen bis zum letzten Zusammenbrechen. — „Wo endet denn das Kismet?“ frage ich, und die Antwort lautet: „An der Pforte des Paradieses. Bis dahin streckt es seine Riesenhand und übt seine dunkle Macht; jenseits der schimmernden Pforte schenkt Allah der versöhnenden Gnade die Herrschaft über seine getreuen Knechte.“ — An das ferne Goldthor des Paradieses, juwelenfunkelnd, rosenumduftet, klammert sich die ganze, die letzte Hoffnung des Glends. Nur Eins trübt dem Kéhaya diese seine letzte Hoffnung: das Bad des Klosters ist eine Ruine. Wird Allah ihm und seinen Leidensgefährten keine der verheißenen Paradiesesfreuden entziehen, weil sie in ihrer Krankheit und vermöge der Ungunst ihrer Lebensverhältnisse sich zum fünfmaligen Tagesgebete nicht genügend rein waschen können, nach der strengen Verordnung des Koran?

„Deine Furcht ist eitel, Hussein-Kéhaya. Allah ist groß; er hat Dir Deine Krankheit auferlegt. Deine Gedanken hat er gelesen, ehe Du sie in Deinem Haupte em-

pfingest.“ So tröstet der Chodja den Kéhaya, der mit seiner klanglosen Stimme und seinen großen, pathetischen Augen meinem Begleiter von seinen Sorgen und Zweifeln redet. Zum Schluß ersucht der Kéhaya seinen Zuhörer demüthig: er möge doch beim Bezier des „Evkaf“ — des „Ministeriums der guten Werke“, die Instandsetzung des Klosterbades in Anregung bringen.

„Und noch um einer zweiten Bitte halber möchten wir der Staub unter unseres hochgeborenen Herrn Füßen sein,“ fügt der Chodja hinzu, während er uns sein bescheidenes Bethaus neben dem Spitalgebäude öffnet, nachdem wir uns zum Eintritt ins Heiligthum der Galoschen entledigt haben. „Einen schicklicheren Teppich für unsere Moschee erflehen wir. — Deine Tage sollen gesegnet sein, Hanum-Efendim,“ fährt er, zu mir gewendet, fort, „wenn Du meiner Heimgesuchten im Miskinhané gedenken und ihretwegen ein Wort zu Deinem Gastfreunde, dem Pascha, sprechen willst. Sieh da! glaubst Du, daß es ausfägigen Gliedern wohl thut, sich zum Gebet auf den nackten Stein zu beugen, oder auf einen rauhen Felsen anstatt des Shtesjadé? Allah wolle seine Hand nicht von uns hinwegziehen und mit Dir und Deinen Kindern sein, Hanum-Efendim!“

Von Herzen gelobe ich, mein Allerbestes zu thun. Zum Ende des Ramasan — (wir stehen dicht davor) pflegt man die großen Moscheen, drüben in Stambul, mit neuen Gebetsteppichen auszurüsten und die abgenutzten denjenigen der kleinen Moscheen und Bethäuser zuzuwenden, die ihrer am bedürftigsten sind. — Der Chodja ist nach seiner langen Bittrede in würdevolles Schweigen zurückgesunken, und da ich sehe, wie der Kéhaya in der Moscheenthür mehrmals kurz nach einander mit vergehendem Blicke

in sich zusammenschaudert, lege ich ihm die Hand auf die Schulter und frage:

„Leidest Du viel, Hussein-Réhana, Du Aermster?“

Er kehrt mir mühselig sein Gesicht zu und betrachtet mich ein paar Sekunden lang starr, die dünnen Lippen von den Zähnen zurückgezogen, ehe er mir antwortet.

„Ja — viel leide ich, Hanum-Efendim,“ entgegnet er dann heiseren Tones und schließt seinen Handstumpf krampfhaft um die Geldstücke, die wir ihm zur Vertheilung für ihn und seine Brüder und Schwestern vorhin hineingelegt haben. — „Viel — viel — aber Andere leiden mehr. Schau Misli, die Wittwe, an, dort vor der Zellenthür. Ihr hat Allah's Weisheit das Licht der Augen genommen. Ich jedoch sehe die Sonne am Tage und zähle Nachts die Sterne am Himmel, wenn der Schmerz mich nicht ruhen läßt. Den Sommer sehe ich und hoffe in der dunklen Zeit auf die Tage des Frühlings. — Sie aber erblickt nichts von alledem. Nein — nicht ich bin der Aermste, Hanum-Efendim — wie dürfte ich murren? Allah's Weisheit hat unser Loos in ein großes Buch geschrieben. Es wird sich erfüllen, Buchstaben um Buchstaben. Wir vermögen nichts, als ihm still zu halten. Thäten wir es nicht, so wäre unser Lohn dahin.“ —

„Kismet!“ — Das ist Glaubensanfang und Ende dieser schwer geschlagenen Dulder. — Wahrlich, alle krittelnnden Hypochonder und nervenbehafteten Priesterinnen erträglicher Leiden, hierher sollte man sie einmal senden, damit sie klaglose Ergebung verstehen und üben lernten.

So zieht unsere kleine Karawane wieder durch den Thorbogen mit Sultan Mahmud's Toura darüber, in den

Vorhof hinaus und dem Ausgange des traurigen Anwesens zu.

Der feine Regen hat nachgelassen mit der Tagesneige. Die Nebelwolken haben sich gemach aus den schwarzen Cypressenwipfeln gelöst und verflattern hoch droben im wonnigen Himmelsblau. Die Stunde des Abendgebets ist nahe herbeigekommen; — der blöde Medmed-Mohadjir füllt die schmale Steinrinne schon mit Wasser für die rituelle Waschung Derer, die im Stande sind, einen Bruchtheil davon zur Ehre Allah's zu verrichten. Die glühende, tiefstehende Sonne, die ein entzückendes „Morgen“ ankündigt, wirft einen wehmüthigen Scheideblick über das düster-schöne, weitgespannte Friedhofsbild der Goldstadt Üsküdar und streut ihre Rosenblätter über die alten Grabsteine und die grauen Cypressenstämme hin und kämpft mit der ewigen Dämmerung um das flüchtige Eindringen in die endlosen, schweigenden Alleen und Schlangelpfade. — Ein klarer Abendstrahl legt sich breit um die „Türbé“, das Grabgewölbe eines gottgefälligen „Ewlia“, innerhalb der Grenzen des Miskinhané. — Das ganze Gitter dieser Türbé ist behängt und umknotet von vielfarbigen Lämpchen, Lämpchen und Bandstückchen, neuen und verblaßten. Fromme Hände haben sie um Stäbe und eisernes Rankwerk geschlungen, als die Wahrzeichen ihrer Kummernisse und Schmerzen, die der heilige Todte zur Vinderung vor Allah's Demantenthron legen soll, um sie dem Schicksal zu entreißen, das hiernieden waltet, und der Gnade des Paradieses in die weiche Hand zu befehlen. — Vor dem sonnenbeschieneenen Grabe kauert fest schlafend eine uralte Bettlerin. Ihr spitzes Mumienkinn liegt fest auf der eingesunkenen Brust, die Krücke ist ihr entglitten; der Wind hat ihrer welken

Hand den schmutzigen Wollsezen entrissen, den sie an das Gitter binden wollte, und wirbelt ihn spielend weiter und weiter hinweg. Jetzt kommt eine liebliche, jugendliche Frauengestalt im leuchtendblauen Feredjé trippelnden Schrittes aus einer der Friedhofsalleen heran. Ihre weiße Hand befestigt rasch und geschickt einen langen Streifen buntgeblühten Seidenflors an der nächsten Gitterarabeske. Dann wirft sie dem schlafenden Bettelweibe eine kleine Münze in den Schooß, stellt die Krücke sacht neben sie gegen die Steinstufen, und wie eine lebende Kornblume, die der Wind davontreibt, huscht sie behende ins Cypressendunkel zurück. Nicht ohne daß sie zuvor umgeschaut und einer der aussätzigen Frauen in unserer Gruppe grüßend zugewinkt hätte.

„Weshalb ist Deiner Freundin Tochter heute nicht zu Dir eingetreten, Hava?“ höre ich eine andere Kranke zu der Begrüßten sagen.

„Wallah!“ kann ich Dir's verrathen, Nisché?“ ist die Antwort. „Nichts wird sie gewollt haben, als dem Heiligen ein neues Leid ans Grab knüpfen, daß er ihrer gedenke. Wer weiß, was sie wieder ansieht, die junge Närrin. Ihr Gatte wird sie gehen heißen zwischen heut' und dem Bairam, und die Geschiedene hat immer das Nachsehen. Rede Du zu ihr, wenn sie das nächste Mal bei uns eintritt und zum Istar im Teké bleibt.“

O, über die traurige Ironie! „Istar“ im Misikinhané! Mein Aufenthalt im Heim der Aussätzigen war mir bis hierhin unwillkürlich im Lichte einer bescheidenen Heldenthat erschienen; das eben gehörte Gespräch zwischen Hava und Nisché läßt den Heroismus gewaltig zusammenschrumpfen.

„Empfangen Deine Armen öfter den Besuch Gesunder

bei sich, außer Tennen, die ärztliche oder sonstige Pflicht heranzuführt?“ frage ich erstaunt den Chodja.

Ueber dessen gutes Gesicht fliegt ein verstohlenes Schmunzeln hin; offenkundig zu lachen, verbietet ihm der Respect.

„Maschallach! maschallach!“ ruft er und hebt be-theuernd die Hände, „weswegen sollten sie es nicht, Hanum-Efendim? Freunde unseres Glaubens, Angehörige; einige wenige Barmherzige kommen. Und so mag es bleiben, maschallach. Nur der Müßigen, der Neugier, wünschen wir keinen Segen und keine Wiederkehr, wenn sie von uns hinausgeht.“

Darauf heißt er Medmed-Mohadjir, den Blöden, alle gesunden Bewohner des Misikinhané herbeirufen, so viele ihrer gerade anwesend seien. Einige erscheinen vom Innenhöfchen und den Zellen aus, die sie zwischen denen ihrer leidenden Genossen und einträchtig mit diesen besitzen; Andere, sobald sie verstehen, um was es sich handelt, treten zwischen den Kranken hervor, von denen ich sie bis jetzt nicht unterschieden hatte. Denn es ist, als ob auch auf sie das stillgedrückte Wesen, die tölpisch-gehemmten Bewegungen Tener übergegangen wären.

Nun stehen sie als kleine Sondergruppe vor mir. Die Frauen und Kinder des Chodja, seine beiden Brüder: Kiazim, der Korangelehrte, und Riza, der Schafhirt, Mehmed-Manave, der Fruchthändler, der seinen flachen Korb heranschleppt und mir eine Handvoll mit Salz gerösteter Pistazien verehrt, und sein Weib Umu, und sein sichernes Kinderkleeblatt.

„Maschallach, efendim,“ meint der Chodja, meinen Begleiter grüßend, „was würde aus diesen Allen und aus mir und dem Volke der Gläubigen zu Istantbul werden,

wenn es eine Ansteckung gäbe? Zweimal zehn Ausfällige leben hier, verschlossen vor der Welt, im Teké, und vierzigmal zehn liegen in den Gassen von Istantbul und Galata und hinken und kriechen frei über die große Brücke hin und wieder und entblößen der Menge ihre Plage und hauchen ihren Odem von sich. Frage Zambaco-Pascha, unseren Gesegneten, ob ich Lügen sage, und frage Du Deinen Gastfreund das Gleiche, Hanum-Efendim. Ich thue kund, was ich erlebe, und glaube, was ich sehe. Betrachte meine Hände, welche mehr Fäulniß als Reinheit berühren, ob Du ein Maal oder eine Beule an ihnen findest!“ Damit spreizt er voll Genugthuung und Stolz seine gepflegten, kräftigen Finger vor unseren Augen aus, und seine Schutzbefohlenen murmeln ihr bewunderndes „maschallah!“ dazu.

Im Nachtrab kommt noch ein freundliches Großmütterchen herbei, munter und rüstig, ein Bild des gefunden Alters. Ich kann's nicht herausbringen, ob und weshalb die verhugelte kleine Person im Taschmak über mich so herzlich lachen muß. Sie befühlt meinen Mantel und hebt ihn, um mit vielen „héj!“ und „áferim!“ das Kleid darunter und meine Handschuhe zu bewundern, und beim Scheiden von dieser Heimstatt der Dual berührt sie, da mir der Hut am Arme hängt, meinen Scheitel streichelnd mit ihrer zitterigen Greisenhand.

„Allah gehe heim mit Dir, Hanum-Efendim!“ sagt sie. „Er hat Dir die Sonnenstrahlen seiner Güte um Dein Haupt gewoben.“

Ein schöneres und poesievolleres Wort ist strohblonden Haaren schwerlich jemals gespendet worden!

Als wir, das hehre Cypressendunkel und das graue Misfinhané hinter uns lassend, im wunderfamen Abendglanz den Rückweg hinab nach Haider-Pascha eingeschlagen über die Wiesen voll Duft und Frühlingsblüthen, tönt es hinter unseren Schritten drein wie ein rauhes, unheimliches Klagegeschrei schauerlich zerrissener Stimmen. Es bannt unseren Fuß an die Stelle — wir wenden uns und schauen zurück. Da stehen sie Alle, die Unglücklichen, unter dem Thorbogen ihres Klostergrabes, im sterbenden Sonnenlichte und singen uns mit hoch erhobenen Händen ein Dankgebet nach. — Lange, lange noch hören wir tiefbewegt das vielfältig wiederholte, inbrünstige: „Amin! amin!“ der Schlußstrophe.

Schweigend wandelt mein junger Genosse neben mir hin. Meine Thränen fließen unaufhaltsam, bis mir die klaren hohe Töne des „Allah ekbér!“ Beruhigung bringen, die leise und feierlich durch die Lüfte schweben, von Minaret zu Minaret, über Meer und Hügel, Stadt und Land. — Die Stunde des Gebetes ist gekommen und die Sonne gegangen — von Tophané dröhnt der erste Kanonenschlag zu uns herüber.

„Allah ekbér!“ — „Gott ist groß!“ — — „Und unbegreiflich!“ fügt meine erschütterte Seele hinzu, „heute unbegreiflicher, als zuvor!“

Diese Tragödie unter den Grabcypressen, deren tiefer Eindruck sich wohl niemals in meinem Leben wieder verweisen kann, hat ein überraschendes und in seiner Weise herzerquickendes Nachspiel für mich ganz speciell. Wenige Tage nach meinem Besuche im Misfinhané, schon in aller

Morgenfrühe, als das Haus in der Perastraße noch halb schläft, wird mir ein Türke gemeldet.

„Für mich? aber wer in aller Welt, Flouró?“ (Flouró ist unsere Zimmerzofe, eine temperamentvolle Inselgriechin.)

„Er fragt nicht nach der Kyria (meiner Gastgeberin) und nicht nach dem Pascha; sondern nach Madama, nach ‚der Fremden‘.“

„Um Gotteswillen, was soll das? Ich kann ja nicht mit ihm reden!“

Da steht er schon in der Thür des Salons und grüßt mich sehr tief, „von der Erde auf“, wie man es den Vornehmen thut. Zuerst erkenne ich ihn nicht wieder; denn sein festliches Gewand blendet mich förmlich, der feine Tuchkajtan, das rosenfarbene, abgesteppte Unterkleid aus Seide, die: „Hirka“, und der stattliche Muslinturban, die gelben Schnabelschuhe. Dann aber helfen die wohlgepflegten, weißen Hände meinem Gedächtniß nach:

„Sabahlar chaïr olsun, Chodja!“ „sei willkommen.“

„Ich wünsche Dir Allah's Gnade und einen glücklichen Tag, Hanum-Efendim.“

Mein prächtiger Chodja aus der Leproserie, der eigens von Scutari herübergesahren ist, um mir den Dank seiner Elenden zu wiederholen und die Bitte daran zu knüpfen, ich möge dem ersten Besuche einen zweiten folgen lassen.

Meine Kenntnisse des Türkischen beschränken sich zur Unterhaltung nur auf einzelne Stich- und Schlagworte und die nothwendigen Begrüßungsformeln. Ich danke daher meinen Sternen, als die lebenswürdige Frau des Hauses mir als Dolmetscherin zu Hülfe kommt. Trotzdem ist die Unterhaltung ein Vergnügen mit großen Pausen; denn die Ehrerbietung erlaubt meinem Gaste weder die Augen zu

mir aufzuheben, noch mich anzureden, und auch nur das Nothwendigste darf er auf meine Fragen durch „Kyria Cattina's“ Mund erwidern. So sitzt er eine halbe Stunde oder noch länger völlig regungslos, die Beine, die das Untergeschlagensein gewohnt sind, links vor sich hingepflanzt, die weißen Hände, flach gegen einander gelegt auf den ängstlich zusammengedrückten Knien, und ich zerbreche mir das Hirn nach Fragen, um dem Einsylbigen, den die ungewohnte europäische Scenerie unseres Lebens in eine Art Haubenstock verwandelt hat, kärgliche Antworten zu entlocken. — Ueber den Kéhaya, über Misli die Wittve, das Herzblättchen Kukié und Riza, den Schafhirten, habe ich mich gründlich ausgesprochen und erfahren, daß für dies Jahr leider kein neuer Teppich ins Bethaus gespendet werden konnte („nächstes Mal, inschallach — wir harren in Geduld“). — Was nun noch?

„Willst Du ihn noch immer nicht entlassen?“ bemerkt endlich meine Freundin. — Ach, darauf wartet also der Höfliche! Ich erhebe mich, erneuere mein Versprechen und bekräftige es durch deutschen Handschlag, als er ernst sagt: „Allah wolle verhüten, daß Du meine Unglücklichen in ihrer Hoffnung auf einen gesegneten Tag täuschest, Hanum-Efendim.“

Natürlich habe ich ihm schon an einem der folgenden Tage Wort gehalten. „Wer Unglückliche enttäuscht, verdient nicht, ein Glücklicher zu sein,“ sagt ein türkisches Sprüchwort.





VII.

Der Fünfzehnte des Ramasan.

Den 24. April 1891.

Nittfasten.“ Ja, das ist's heute bei den Türken; die Hälfte des Ramasan ist mit diesem Tage überstanden, und haben bis jetzt die Gläubigen treulich gefastet, so verdoppeln sie heute ihre Treue und fasten ihren Leib zwiefach. — Der Fünfzehnte des Ramasan ist ein großes Fest. Der Sultan fährt zum Gebet, dem „Selamlık“, vom Yildiz-Kiosk: dem Palaste des Sternes nach Stambul hinunter, um seine Andacht in der althehrwürdigen Hagia Sophia zu halten und sich seinem Volke zu zeigen.

Der ganze, lange Weg, den er zu passiren gedenkt, ist mit gelbem Sande dick bestreut, und zu seinen beiden Seiten bildet das Volk in dichtgedrängten Massen Spalier und wartet seines Herrschers in der wachsenden Sonnengluth des wundervollen, heißen Tages. Vierundzwanzig Grad Réaumur im Schatten schon um zehn Uhr früh, als ich mich mit meinen Begleitern auf den Weg machte. Dennoch lastet die Hitze nicht, wie bei uns daheim. Sie drückt

die Luft nicht auf die Menschenkinder wie ein Bleigewicht nieder, sondern sie schwebt leicht über ihnen und umwallt sie als ein gelindes Feuer, das erregt, anstatt zu ermatten. Vorausgesetzt natürlich, daß man in gutem Nahrungszustande ist und nicht hungerzitternd und durstflechzend, wie dies Volk der gläubigen Moslim.

Das ist ein Bild von ungeheueren Dimensionen, von blendender Farbenpracht, von einer Abwechslung, die dem Rollen, Schieben der Steinchen im Kaleidoscop gleicht. Roth! roth! roth! Ueberall brennt es. Als zahllose Fahnen und Fähnchen, die regungslos herabhängen aus den Fenstern, von den Dächern und vorspringenden Balkonen der launisch gebauten Häuser. Mondichel und Sterne stehen weiß im Purpurgrunde. Als tausend und abertausend Fez' auf lichten und dunklen Köpfen; betrodelt, von weißen, grünen, gestreiften, geblünten und geflammten Turbans umwunden, als seidene Frauengewänder, als breite Schärpen um blaue Blousen, als Soldatenhosen und Pantöffelchen an Kinderfüßchen. Neben dem Roth alle anderen glänzenden Farben des Regenbogens an der Kleidung von Weibern und Kindern. Nichts Sanftes. Alles grell, entschieden, aufdringlich. — Megerinnen in Schwefelgelb und Arsenikgrün, schönäugige, weiße Gesichter im schneeigen, classisch gefalteten Taschmak, durch dessen Muslin das Kornblau und Veilchenlila des weitärmeligen „Fystan“ schimmert, Schulkinder, anzusehen wie lebendige Puppen in der Frauentracht, oder den Bulgarenjäckchen, Albanesenröcken und Schnabelschuhen, den Uniformen und Raftans. Vor ihren Reihen halten die ernstesten Chodja's und Imam's Ordnung und betrachten nebenbei wohlgefällig die lieblichen und stattlichen Bäuerinnen aus dem Innern des Landes, unverschleiert, mit rothen Röcken und

reizend geknüpften Kopftüchern. Natürlich fehlen auch hier die cartouchenstarrenden Tscherkessen, die goldfunkelnden Kurden mit den thierischen Räubergesichtern nicht, noch die Armenier und Zigeuner; die Perser in Schwarz und Steingelb gekleidet, Lammsfellmützen über den feinen, kalten Gesichtern, die Juden in Zwickelbart und Pelzkaftan. Dazwischen die Gladiatorengehaltn der Hamals im Sonntagspuz und die regelmäÙig aufgepflanzten Soldaten, die dem europäischen Drill alle Ehre machen und prächtig aussehen mit den wilden, tiefbraunen Gesichtern.

Dazu ein stetes Hin- und Herfliegen der Offiziere und Ordonnanzen auf ihren Berberpferden, ein entsetzliches Gewühl und Ineinanderschieben von reichen Equipagen und Miethsfuhrwerken, ein unablässiges „Warda!“-Rufen der Kutscher. Dennoch das Volk so ruhig, gelassen und gehalten, daß man nur immer wieder all die schmalen, vom fieberhaften Fasten angestregten Gesichter ansieht und sich fragt: wann und wo bricht die zurückgedämmte Lava dieses Vulcans vernichtend über den Kraterrand hinweg?

Allein nichts dergleichen geschieht. Hier biegen wir in eine ruhigere Straßenstrecke ein, d. h. ohne Wagen und Reiter. Ein geräuschloses Drängen und Schieben über den weichen gelben Sand vorwärts. Man vernimmt nur das Auf und Ab der Athemzüge und das leise Aneinanderklicken der Eisbehfugelchen in den heißen, müßigen Fingern der Dahineilenden. Die Kinder bilden überall eine Grenzmauer des Pfades. Sie stehen wie versteinert, Händchen in Händchen, all' die dunklen, glänzenden Augensterne starren in stummer und gespannter Erwartung.

Aus den Fenstern der europäischen Häuser, von Dächern und Erkern herab schauen neugierige Köpfe, dazwischen ver-

einzelte Gebäude mit den leblosen, türkischen Gitterfenstern, den „Kafési“. Wo das Terrain sich hebt, bauen sich wunderschöne, malerische Menschengruppen auf: Frauen, wie große, bunte Blumen, — (es paßt wirklich kein Gleichniß besser auf sie,) — wildgeäugte Mädchen mit langen Zöpfen und zarten Händen, die sich an das feine Arabeskenwerk der Brunnengitter festklammern, Männer in Lumpen, reizende, kleine Bübchen, stoischen, feierlichen Ernst in den unfertigen Zügen.

Und der Himmel ist so blau, die raschen Durchblicke auf den herrlichen Bosphorus sind so lieblich und erhaben zugleich, das Licht so hell, der Schatten so dunkel — keine Feder kann's beschreiben.

Von einem sehr günstigen Eckfenster aus sehen wir die Vorbeifahrt des Sultans und seiner Suite, ein Anblick, der abermals augenblendend wirkt. Zuerst die Regimenter mit klingendem Spiel: wildtraurige, türkische Weisen, dann die Pferde des Sultans, entzückende Creaturen, dann funkelnde Uniformen, dann der Wagen des Herrschers, von vier unvergleichlichen, milchweißen Schimmeln gezogen, goldstrohend, tanzend und wiehernd. Der schwächliche, dunkelbärtige Padischah, blaß und tiefsinnig aussehend, in feinen Winkel unter aufgeschlagenem Verdeck zurückgelehnt, ihm gegenüber der Kriegsheld Omer-Bascha. Zuletzt, in langem Zuge, von Dienern und Eunuchen geleitet, die Haremswagen.

Kein Ruf, kein Hoch, nur das weiche, hohe Singen von vieltausend Kinderstimmchen; ein Gezwitscher in Moll, um den Herrscher zu grüßen. Ein Adjutant, beide Hände voll von Bittschriften, eilt an den Menschenspalieren hin, wehrt ab und nimmt an, je nachdem; Musik und Wagengerassel vertönen, die schweigsame Menge schließt sich zu

einer Riesenphalanx und wälzt sich, vorwärtsdringend, hinter dem Zuge drein.

Wir gehen durch eine Seitenstraße an der Schule der Medicin vorbei auf stillem baumbeschatteten Pfade bergan, vor uns ein Stück der altersgrauen Stadtmauerruinen; vorüber (das Meer uns immer zur Linken in der Tiefe) an den Eingängen zur „Hohen Pforte“ und so bis in den „Hof der Münze“ mit der alten Kuppelkirche der Hagia Irene.

Jetzt ist sie seit langem zu einer Art Zeughaus eingerichtet, und durch die Güte des Verwalters, Raïf Efendi, dürfen wir zur Besichtigung eintreten. Wenig hervorragende Antiquitäten, was aber da ist, schön und eigenthümlich geordnet. All' die starrenden Flinten und Krummjäbel, Panzer und halbmondgekrönten Helme machen einen seltsamen Eindruck in dieser ehrwürdigen Kirche, die noch älter ist, als die Hagia Sophia. Ihre verwitternden Mosaiken, die fromme griechische Inschrift, das Kreuz in der Kuppel, die grünen, sanft von der Sonne beschienenen Säulen, alles das macht einen wunderlichen Eindruck zusammen mit dem angehäuften Kriegs- und Vernichtungsmaterial. Nahe dem Chor rinnt und tröpfelt eine wunderthätige Quelle, und Raïf Efendi bietet uns in rostigem Becher von dem sehr kalten Wasser. Hinter der Kirche alte Grabsteine in einem vergrastem Höfchen, im Winkel die ungeheuerliche, braunverrostete Kette, die einst, in den sagenhaften Zeiten des alten Byzanz, sich über den Bosphorus gespannt hatte, zwischen dem heutigen Galata und Stambul, der feindlichen Türkenflotte jedes Einsegeln verwehrend. Wie eine Riesenschlange zusammengeknäult liegt sie da, und harmloses Unkraut wuchert zwischen ihren Gliedern.

Im weiten Hof der Münze wartet man des Sultans, der nach vollbrachtem Gebet in der Hagia Sophia zum Bildizpalast zurückfahren wird. Braune Männer lagern in Gruppen am Boden, halb schlafend, die Züge schlaff und schweißbedeckt, die Pferde der Officiere vom Dienst weiden friedlich oder werden von den Burschen hin und her geführt und wiehern und knirschen ins Gebiß. Eine schneeweiße, schlanke Stute mit edlem, magerem Kopfe trägt ein dreieckiges Amulet gegen den bösen Blick an einer Goldkette um den stolzen Hals. In den Reihen der Ehrengarde bricht plötzlich ein Soldat, vom Fasten und Sonnengluth überwältigt, zusammen wie todt und wird eilends fortgeschafft. Mitleidig springen all' die trägen Zuschauer vom Grase auf, eilen herzu und leisten thätige Hülfe. Der Türke ist ungemein mildherzig aus Religion, und da halten ihrer zwei den Ohnmächtigen im Arm, der, mit gebrochenen Augen an einer Hecke lehrend, den feinen, braunen Kopf haltlos zurücksinken läßt.

Dann ertönt wieder die türkische Musik: „Padischah tschok yascha!“ „Lang lebe der Sultan!“ rufen die Soldaten, und abermals zieht das glänzende, blitzende Schauspiel an uns vorüber. Nun drängen wir uns auf gefährliche Weise zwischen jagenden Carossen zur Hagia Sophia hin. Eine Zeit lang stehe ich so, gegen eine compacte Menschenmasse gedrückt, getrennt von meinen Begleitern, hart hinter nickenden Pferdeköpfen und rollenden Rädern. Ganz langsam fährt der Harem an mir vorüber; die Wagen halten und stocken minutenlang; ich habe volle Muße, die Begnadeten Seiner Majestät zu betrachten. Wunderschöne und liebliche Frauengesichter unter spinnwebzartem Tuschma, Sternenaugen, classische Züge, reizende, von Brillanten be-

lastete Hände über den schlichten oder prachtwoll gestickten Seidengewändern gefaltet. Da und dort ein holdseliges Kind in Albanesen- oder Tscherkessentracht, zwischen den Frauen stehend und neugierig zu uns hinauslugend. Auf den Kutschböcken oder zu Pferd neben den Equipagen die abschreckenden Fragen der schwarzen Eunuchen, wahre Affengesichter von erbärmlichem Ausdrücke.

Dann erreichen wir die Hagia Sophia und treten ungehindert ein; unsere Ueberschuhe trägt uns des Paschas Diener nach, der selbst in seinen sauberen Strümpfen hinterdrein tappt. Matten und Teppiche dämpfen den Tritt, das Sonnenlicht durchfluthet blendend die ungeheure unbeschreiblich herrliche Kirche, fängt sich im Halbrund der mächtigen Kuppel, bestrahlt die Riesenlettern aus dem Koran, die ringsum von schwärzlichen Schildern niederblicken, und hebt die vornehmen Farben der wunderfamen Säulenmassen hervor. Stumm durchwandeln wir die imposanten Gänge und doch, das Gefühl der Andacht, das mich sonst in jedem Tempel der Anbetung überkommt, will sich nicht einstellen: die Furcht schleicht mir nach und packt mich mit immer fühlbarer Hand.

Welch' sonderbares Gemisch von Männern — (denn ich bin die einzige Frau unter ihnen). Lauter Exaltirte, die ihren Leib mit Fäusten kasteien, wilde Bestien, aus dem Käfig entprungen, Fanatiker. Betend knien sie in den Ecken. Ein Neger, von Schweiß überströmt, schlägt sich winselnd wider Brust und Angesicht, Soldaten, bis zum Leibe entblößt, waschen sich abseits am Brunnen, und ganze Schaaren begeisterter Hörer hocken um die Priester, die den Koran auslegen und die Segnungen des Ramasan preisen. Wie heftig und ausdrucksvoll reden sie, wie wild ihre Gesten,

wie stumm und starr die Hörer, und doch, Welch' fieberhafte Aufregung in den Gesichtern allen mit den gierigen Augen, den schmach tenden Rippen, den sichtbar pulsirenden Halsadern — — — — —.

Ich stehe neben dem Pascha, auf den langen Goldstock meines hellgrünen Pariser Sonnenschirmes gestützt, den man mir als besonders wohlthuend gegen den Sonnenbrand des Orients empfohlen hat. Ich Thörin, die des Propheten heilige Farbe mit meinen fluchwürdigen Christenhänden in die geweihteste aller Moscheen trägt! Noch freilich bin ich ganz unbewußt dieses Frevels, und mein Pascha beißt, tief nachdenklich, den Schnupftuchzipfel in seiner Hand, wie er's so an der Art hat, wenn er sich den Kopf zerbricht über irgend eine Wohlthat, die er der undankbaren Menschheit erweisen will aus offener Hand und allzu gütigem Herzen.

Ich vermag meinen Blick nicht von einem dieser predigenden Zeloten im maigrünen Turban abzuwenden. Merkwürdig: immer drohender fixirt er mich und meinen Schirm, immer schriller ruft er, — spricht er denn speciell zu mir? Nun wenden sich zwei oder drei Zuhörer um, und mich treffen Blicke: — — —!

Plötzlich tritt ein Imam leise hinter den Pascha und bedeutet uns, ihm zu folgen. Der Pascha schrickt zusammen, jäh aus seinem Sinnen gerissen — er versteht nicht gleich. Ich aber verstehe:

„Laß dir meine Worte keinen Zorn schaffen, o Pascha-Efendi, siehe, es ist gegen das Gesetz heute, an diesem geheiligten Tage, die Moschee zu betreten ohne einen Erlaubnißschein: ein „Teskeré“. Verlasse uns, Pascha-Efendi, und nimm die Hanum-Efendi mit dir, denn das

Volk würde sie in Stücke reißen, wenn sie bliebe und des Propheten Farbe in Händen hielte — —."

Wir gehen eilends, denn der Mann ist im Rechte. Und wie wild der Ramasan die Ungebildeten macht, das erfahren wir auf dem Heimwege, nahe der Moschee Zeni-Djami, an einem Pferdetreiber, der drauf und dran ist, einen harmlosen kleinen Dandy todzuschlagen, weil dieser sein Thier unversehens mit dem Spazierstöckchen gestreift hat.

Zum Verschmachten diese Mittagsgluth!

Das ist ein Stückchen Hunger und Durst im Sonnenschein des Südens. Die Welt von einer schwelgerischen, leuchtenden Schönheit, die das Menschenherz trunken macht. Ramasan bei den wahnbefangenen Staubgeborenen, was kümmert er die Natur? Sie schlürft das Himmelslicht und die balsamische Frühlingsluft in großen Zügen, und erstarrt daran zu üppiger Fruchtbarkeit.

Abends, nach dem Diner, fahren wir, von Galata, mit tausend Hindernissen von Menschenmassen, Wagenstauungen, marschirender Infanterie und wildsprengender Cavallerie nach Stambul hinüber, um die Illumination zu sehen. Mein Gott, welche Schönheit zum Niederknien und Thränenvergießen! All' seine Lieben aus der deutschen Heimath sehnt man herbei, zu viel scheint es für die Empfangsfähigkeit eines einzigen Herzens.

Goldenster Mondschein; das Meer spiegelglatt, die Schiffe Phantome, die Küste gleichsam durchsichtig von Lichtpünktchen besät; der Himmel dunkelklar und sternhell über dem bezaubernden Rundgemälde. In diesen klaren Himmel hinein ragen die schlankweißen Minarets, deren Gallerien in zwei oder drei Lichtperlenschnüre verwandelt sind.

Zwischen den Minarets, scheinbar frei in der Luft schwebend, der Namenszug des Sultans, Sprüche aus dem Koran in feurigen Buchstabenschnörfeln. Diese Erleuchtung in der Höhe, dieser Glanz, der die zu Stein gewordenen Palmstämme krönt, sind geradezu einzig in ihrer hochpoetischen Wirkung.

Auch die Straßen sind zum Theil sehr hell und so belebt, daß sie überschäumen, wenn ich mich des Gleichnisses bedienen darf.

Der Türke schwelgt, ißt, trinkt und raucht nach dem Darben des langen Tages. Ueberall drängt sich in den Cafés, die Steine des Tric-trac klappern gegen die Bretter, die Wasserpfeife gluckt. Weiber und Kinder lustwandeln, naschen die beliebten Süßigkeiten: „Halfa“ und „Rachat-Lokoum“ und tragen Blumen in Händen und bunte Laternchen. Die hängen auch, naiv und reizend gruppirt, über Thüren und Fenstern. Keine Dellampen, nur sanftes Wachskerzenlicht. Die Bäckereien in vollster Thätigkeit, die grünen Mandeln und frischen, gelben Datteln mit Zweigen und Flittern besteckt.

Wie ein Traum, so phantastisch fliegt Alles an unserem Wagen vorbei. Hier eintönige Musik und zwei Tänzer in Turban und Kaftan, die sich zu den weinerlichen Klängen würdevoll im Kreise drehen, dort ein Märchenerzähler von eifrigen Hörern umgeben, und da zwei hüpfende „Tschingane“: Zigeunerinnen, die jeden Mann zu narren suchen, der ihnen in den Weg kommt. Mitten in dies bunte Gewirr hinein schiebt sich eine dunkle, stille Straße. Golden oder silbern flimmern die entzückenden Arabesken eines Kirchhofsgitters im Mondlicht, dahinter brennt ein trübes Laternchen zwischen den schwarzen Cypressen und grauen Delbäumen um die ragenden Grabsteine.

Dann wieder thut sich ein enges Sackgäßchen auf, die vergitterten Fenster hermetisch verschlossen. Ganz am Ende dieses Gäßchens zeichnet sich Baumgeäst am klaren Nachthimmel ab, und den Abschluß bildet die funkelnde Gallerie eines Minarets.

Auch die Hagia Sophia betreten wir noch einmal, aber wir gehen empor auf die obere Gallerie. Nicht etwa Treppen führen hinan, sondern jener sanft ansteigende, gepflasterte Pfad, den Kaiser Justinian zu Wagen und zu Pferd beschritt, wenn er zu den hohen Festen des jungen Christenthums den Tempel der „heiligen Weisheit“ besuchte.

Von droben schauen wir nieder in das imposante Gotteshaus, das in seiner Bildlosigkeit, seinem beginnenden Zerfall tiefernst und dunkel erscheint, trotz seiner Beleuchtung von gewiß dreißig Riesenblumen, deren jede wohl aus hundert Lämpchen besteht. Das Licht verkriecht sich förmlich in diesem großartigen Walde von Porphyrsäulen mit den schönsten, byzantinischen Capitälen, spitzenseinem Arabeskenwerk, erhaben aus dem Steine herausgemeißelt, so daß man das Ganze im ersten Moment für durchbrochen hält.

Tief unter uns auf ihren Teppichen knien die Andächtigen in langen Reihen zum einstündigen Gebet. Schwach und klagend singt der Priester vom „Mihrab“, der Altarnische, her. Nun erheben sich Alle, hocken dann nieder, strecken sich, schlagen die Stirn gegen den Boden, und so wiederholt sich's in endloser Folge. Frauen sehen wir nicht, sie mögen hinter den Gittern der Emporen weilen — sie fehlen im öffentlichen Leben des Türken.

Erst um Mitternacht sind wir wieder daheim. Serkis, der hübsche armenische Koch des Hauses, bringt noch einen letzten schwarzen Kaffee, und Flouro, die düsterblickende

Zofe, bietet frisches Wasser und „Nerandji“, eingemachte Orangen herum. Dann noch eine der leichten, angenehm süßlichen Cigaretten zur Gutenacht. Unten in der Grande Rue heulen die Hunde und beißen einander um die Kehrichthaufen vor dem Grand Hôtel Luxembourg und dem Club Oriental, und der beturbante Straßenwächter, der „Bekdji“, marschirt schon längst durch die Straßen; vor den Häusern klopft er mit dem Stocke aufs Pflaster im Vorbeigehen. Avis für die Diebe: „Eine Viertelstunde lang könnt ihr ungestört arbeiten — bis ich abermals dieses Weges komme!“





VIII.

Unter Schären.

Der Kawaß der deutschen Botschaft hat uns zu halb
Zwei Uhr eines der folgenden Tage nach Orta-Kapu,
dem Thor der Mitte, bestellt, von wo wir in sehr
gewählter Gesellschaft das Schatzhaus des Sultans, die
umliegenden Kiosks und die Bosphorus-Paläste von Dolma-
bagtsche und Bejlerbeg besichtigen sollen. Wir sind —
(mein Pascha ist von der unheimlichsten Pünktlichkeit beseelt)
natürlich eine gute halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit
am Rendezvous, überschreiten den ersten, Jedermann zu-
gänglichen Hof und passiren die Wachen des zweiten, die
mit dem gewohnten „Salaam där!“ vor der Generals-
uniform des „Ferik“ ins Gewehr treten. Wir setzen uns
auf die sauberen, mattenbelegten Bänke in den Schatten
des Thores der Mitte und betrachten den anmuthigen Platz,
ohne uns von der grausigen Nähe der einstigen Henker-
stube: „der Djellad-odâsi“, anfechten zu lassen. „Kube-
alté“ heißt dieser Platz nach dem viereckigen, europäisch
anmuthenden Thurme mit zugespitztem Dache zur Linken.

Einſt ward unter den hohen Cypreffen, die hier aufragen, das Bairamfeſt gefeiert, das jetzt in Dolmabagſche ſtattfindet. Schöne Laubbäume miſchen ſich mit den ſchwarzen Pyramiden, und die ſhattigen, kleinen Schlangelpfade ſind von grünem Raſen begrenzt. Es iſt ſehr heiß, ſelbſt im Schutz des Thores. Die Nachtigallen ſchlagen im Gebüſch, zärtlich gurrende Tauben flattern und ſtolziren überall und baden ſich, flügelschlagend, in einem Steinbecken voll Waſſer; ein leuchtendbuntes Schmetterlingspaar haſcht ſich und gaukelt im Mittagsſonnenschein unter dem dunkelblauen Himmel. Vom nahen Minaret der Sophienmoſchee ruft der Muezzin ſein: „Allah ekber!“ mit hoher, vibrierender Stimme, denn es iſt Mittagſtunde; ſeitwärts, an der Pforte des ſogenannten Winterharems, hält der ſchwarze Eunuch ſeine Andacht mit viel Kniebeugen und Stirnſenken gegen den Scherſade am Boden hin, und einen Steinwurf davon entfernt thut ein bärtiger Koranſtudent, ein „Softa“, deſgleichen, ſein Schnupftuch als Gebetsſteppich benutzend. Sommergluth und Frühlingsſtimmung beherrſchen das ſtille und harmoniſche Bild.

Byzantiniſche Säulenhallen rahmen es ein, die ſchönſten ſind rechts und links vom Thor Ortakapu und ihm gegenüber, da, wo die ſchwere Thür zum Schatz leitet. Jeder Bogen in fein geſchwungene, kleine Bogenlinien getheilt; zierliches Capital, die Mitteltkuppel der Halle hat geſchnitzte und vergoldete Holzornamente auf grauem Grunde: Palmzweige und fedtes Arabeskengerank.

Zwiſchen den Arabesken hinlaufend verblaſte gemalte Kojengewinde und naive Landſchaften. Zu beiden Seiten dieſer Kuppel caſſettirte Felder, zarte Farben und mattes Gold.

Nach und nach verſammelt ſich die Geſellſchaft, ſteht

rudelweise oder vereinzelt, je nach Neigung und Zusammenhang, und mustert einander mit jener bewußten Kühle und unbewußten feindseligen Neugier, die uns Gebildeten noch von unseren Stammeltern und jenen minder vornehmen Menschenbrüdern anhaften mögen, die „Europens über-tünchte Höflichkeit“ nicht kennen. Die türkischen Kutscher lassen sich, in ewiger Hoffnung auf „Bakschisch“, herab, ihren Klienten Schirme und warme Hüllen für die Bosphorusfahrt würdevoll aus dem Wagen zu reichen, die jüdischen Dragomans, die von Weisheit triefen, springen wie Grasshüpfer von Einem zum Andern, mißhandeln die vier Umgangssprachen und erzählen ihrer zeitweiligen Herrschaft, für ihre zehn Francs täglich, die unglaublichsten Dinge von der guten Stadt „Cospoli“, ihren Herrlichkeiten und Schrecknissen.

Meines Pascha glänzende Augen werden immer größer und lebendiger, so sehr prickelt es ihn, dem oberflächlichen Aufschneiden ein schlagendes Ende zu bereiten. — Dann erscheint, pünktlich auf die Minute, der kaiserliche Schatzmeister zugleich mit Musawer-Bey, dem kaiserlichen Adjutanten, einem bildhübschen, schneidigen jungen Herrn in knapper Uniform, rothgefüttertem Mantel und einer Art Husarenkalpak auf dem Kopfe. Sehr fein, sehr graziös; dunkle Augen und großer, blonder Schnurrbart, gebrochenes Französisch und keine Silbe Deutsch. Er sieht aus wie zweiundzwanzig Jahre und erzählt mir im Laufe des Gespräches von seinem sechsjährigen Söhnchen.

Allmählich überzeugt man sich voll innerlicher Beruhigung davon, daß man's gegenseitig mit gebildeter Abkunft und Wohlerzogenheit zu thun hat, und ein mildes und flaches Befreunden nimmt seinen Anfang, aus dem

heraus sich später sogar ein „recht gutes Amüsiren“ mit den fremden Gefährten entwickelt.

Zuerst also zum Schatzhaus. Den hübschen Akhyrka-Chéris-Pavillon, jenem gegenüber gelegen, kann uns leider keine Diplomatenkunst erschließen. Die höchsten türkischen Heiligthümer, die er enthält: Waffen, Fahne, Mantel und drei Barthaare des Propheten, sind kein Anblick für unreine Christenaugen. — Das Schatzhaus mit seiner Fassade von Fayenceplatten wird sehr umständlich geöffnet. Riesenschlüssel vor der Pforte und gigantische Schlüssel an großem Bunde, eine Schaar von Unterbeamten, die ehrerbietig den Gruß unserer Herren abwarten, ehe sie, vom Boden auf, den ihrigen machen, und nach diesen Präliminarien treten wir ein.

Was sage ich nun vom Schatz? Habe ich schon zu viel des Prachtvollen gesehen? Funkeln mir die Herrlichkeiten aus der Sacristei von Notre-Dame, die Juwelenberge und Goldwunder der „Exposition universelle“ von 1889 noch allzu blendend vor Augen? Oder wird dies Ganze zu eilig durchlaufen? Ich weiß mir's nicht zu erklären, wie es kommen kann, daß ich einen ganz anderen Eindruck erwartet habe. Die genaue Schilderung von Sultan Selim's goldenem Perserthron, dessen Juwelen nicht zu zählen sind, dessen Sitzkissen mit echten Perlen gestickt ist (die kleinsten, feinsten und elegantesten Muster), die Sammlung der Säbel, Flinten, Harnische, Satteldecken und Mäntel, Alles starrend von Rubinen, Smaragden, Topasen und Türkisen, der zahllosen Brillanten gar nicht zu gedenken — das liest sich mit Leichtigkeit in den Reisehandbüchern nach. Mir kommt beim Betrachten einmal der frevelhafte, prosaische Gedanke, wenn doch der erhabene Beherrscher der Gläubigen ein

paar Handvoll dieses todten Edelgesteins in die Waschschale aus Lapislazuli und Diamanten legen und das Ganze behufs gangbarer Straßenpflasterung auf dem Altar seiner himmlisch-schönen Residenzstadt opfern wollte! Und dennoch! Würde es Constantinopel zu Gesicht stehen, das conventionelle Kleid der Großstädte? Vielleicht bleibe ich ganz vereinzelt mit diesem meinem Zweifel und mit meiner Kritik des Kronschazes im Topkapu-Serai ebenfalls.

Zwischen den Herrlichkeiten trifft man auf ziemlich landläufige Vieux-Saxe- und chinesische Vasen und ganz unschuldige Blumenväsen, wie sie auf des deutschen Biederweibes Commodendecke neben stacheligen Muscheln und Hochzeitstassen zu prangen pflegen; zwischen den auserlesensten „sarfs“ in Gold und Emaille, den Krügen und Schälchen in Onyx und Diamanten, taucht eine gewöhnliche Spieldose oder ein simples Opernglas auf, und so noch mehr dergleichen Ueberraschungen für den Kenner und Liebhaber. Die oberen Gallerien der drei dämmerigen Räume sind nur durch sehr niedere Gitter nach der Tiefe zu geschützt. Selbstmörderische Gedanken dürfen die Besucher nicht hegen.

Vom Schatzhaus werden wir in die verschiedenen Kiosks und die jetzt unbewohnten Haremsräume geführt. Was diesen orientalischen Gemächern einen ganz eigenen, reizvollen Anstrich verleiht, das ist die luftige, bunt ausgemalte Kuppel, die dem emporblickenden Auge die heitersten Höhen erschließt. An die Kuppel lehnen sich dann Flachfelder, deren Muster launisch abwechseln. Bei aller Launenhaftigkeit wohnt ihnen aber doch ein streng durchgeführtes System und die subtilste Harmonie inne. Von der Grazie und Eleganz ihrer Linien, der warmen Leuchtkraft ihrer

Farben, macht man sich in der Phantasie nur schwer den richtigen Begriff. Manchmal ist im Gemach selbst ein großes, inneres Viereck so zu sagen isolirt durch zierliches Gitterwerk bis zur Fensterhöhe, von Vorhängen und perlmuttergemusterten Holzthüren unterbrochen. Der Raum zwischen diesen Gittern und den Fensterwänden bildet dann einen mattenbelegten Wandelgang. Der maisgelbe Ton der äußerst fein geflochtenen Matten hebt sich sehr schön gegen die brennenden Farben der Buchara- und Khorassan-Teppiche und die zarte Blumenstickerei der niedrigen Divans aus weißem oder perlgrauem Atlas. Ueberall stehen hohe Krystallcandelaber und hängen Kronen, deren Wachskerzen in reichgeschliffenen Glastulpen stecken, Sesselchen und winzige Tischchen in Boule und Marketterie — natürlich orientalischer, — Kamine mit riesigen Hüten aus eisirtem und getriebenem Metall, — Spiegel in Arabeskenrahmen, alabastrerne Blumenständer, Feuerkörbe von Kupfer und Silber. Die Fenster liegen sehr hoch, und häufig befindet sich noch eine zweite, genau gleiche Fensterreihe hinter der ersten, um die Sonnenhitze besser zu brechen und das grelle Tageslicht abzustumpfen. Die Scheiben sind meistens sehr dick und matt, da und dort eine bunte Raute oder Rose, das Ganze in reiner und ausgeprägter Rundbogenumrahmung. Die Wände meistens glatt oder mit bezaubernder Fayence-täfelung.

Am schönsten und vollkommensten ist der Bagdad-Kiosk, ein wahres Juwel in seiner strengen Durchführung, seiner Pracht, die dennoch viel zu vornehm und discret ist, um sofort vorlaut in die Augen zu springen. Unter seinen Fenstern hin läuft ein Fries von Sprüchen, kunstreich in Fayence eingebrannt, und die Vorhänge, die da und dort

niederwallen, sind von einer Kostbarkeit sondergleichen, in den Nischen der Thüren, und vor denselben stehen große und kleine Vasen, Schalen und Schmuckgeräthe, deren Werth nicht zu schätzen ist. Allein auch hier hinein hat sich europäischer Luxus verirrt. Mitten in den Prunk des Ostens schiebt sich plötzlich ein Pariser Fauteuil mit Rococobeinen geschweiften Lehnen und kokett broschirtem Seidenbezug, oder ein großes, solides Sopha, bei dem man wie durch Zwang an einen davor gepflanzten Tisch mit Dreßserviette, selbstfabricirtem Kapfsuchen und wohlwollendem Kaffeeklatsch denken muß. Auch draußen in den Erkerchen, die den Ausblick in die märchenhaften Landschaften des Bosporus und des goldenen Horns gewähren, und die gleich Vorkammern zu Mohammed's Paradies erscheinen, flattern billige, englische Guipuregardinen unter kleinbürgerlichen Lambrequins, mit wollenen Franzen garnirt, um die Rundbogenfenster und blähen sich im Winde des Mittags, dem sanftschmeichelnden „Lodos“.

Es giebt nun einmal keine reinen Genüsse hienieden. Ueberall hin verfolgt uns thöricht-glückliche Idealisten diese pessimistische Wahrheit, und unsere Weisheit muß darin bestehen, die herbe in heitere Wahrheit zu verkehren!

So erschließt uns die Besichtigung hundert neue und interessante Dinge. Der „gedungene“ Führer fehlt, sagen wir's ruhig: zum Glück. Einer klärt den Anderen auf; ich fühle mich bereits als alte Orientalin nach meinen vier Wochen in Constantinopel, und Musawer-Bey giebt allen Fragen die liebenswürdigste Antwort.

Wir sehen die Bibliothek mit ihren flachliegenden aufgestapelten Büchern und den lauschigsten Studirwinkeln, den Empfangsalon des Sultans mit dem Riesendivan, der

einem vierschläfrigen Bette gleicht, und in dessen fernstem Eckchen der Mächtige auf gekreuzten Beinen sitzen soll, um die Huldigungen der ersterbenden Großen entgegenzunehmen; wir sehen zierliche Frauengemächer, reiche Lusthäuser.

Von Kiosk zu Kiosk geht's, durch sonnige, vernachlässigte Gartenstrecken, über blendend weiße Marmortreppen, unter schimmernden Bogenhallen hin, von einem Gemach ins andere, und immer meint man, nun sei der Gipfel des Sehenswerthen erreicht. Bei aller Verschiedenheit gleichen sich doch diese Räume in ihren Grundformen und Zügen so sehr, wie sich die Stücke einer Eier Sammlung gleichen, und auch die Umgebung wiederholt sich. Kunstlose Rasenflecke, einfache Blumenbeete, Lorbeer- und Myrthengebüsch mit Nachtigallenschlag, und als unveränderter Saum die tiefe Bläue des Meeres, die Hügel, die hellleuchtende Stadt mit ihren Kuppeln und Minarets, ihren stolzen Seeschiffen, ihren gleitenden Seglern und dahinschießenden Raïks. Etwas Schöneres, meint man, könne es auf Erden unmöglich geben, als diese Feenstadt, deren Pflasterplage und Hundeschreckniß, Lumpen und Schwären, Schmutz und europäische Kleinbürgerläden die sonnenduftige Ferne den Sinnen entzückt, um der entzückten Phantasie einen mächtigen Flugraum zu schaffen.

Im letzten Kiosk, hart am Wasser, hat man uns vorzügliches „Tatli“, Eingemachtes nebst Wasser und Mokka, servirt. Kaffeekanne, Lätzchenhalter und Löffel; Alles golden, und der Inhalt zwiefach wohlschmeckend in so reizender Umgebung. Die aufwartenden Diener sind lebenden Statuen gleich, und verziehen keine Miene bei den mannigfaltigen Abweichungen von der hergebrachten Reihenfolge und Handhabung der süßen Genüsse. Der Mokka

ist sehr stark gezuckert: der Türke glaubt den Abendländern damit eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, ebenso wie wir gern im Glauben befangen sind, daß des Türken Hauptnahrung aus eingekochten Früchten und Rachat-Isoum bestehe.

Nachdem nun die kaiserliche Erquickung ausgekostet ist, soll es zu Wasser hinübergehen nach Beglerbeg und Dolmabagtsche.

Die Raiks, die der Sultan zur Verfügung gestellt hat, sind noch nicht da. — Allgemeine, oder wenigstens theilweise Entrüstung. Hiermit möchte ich — mich selbst natürlich nicht ausschließend — einen unserer Nationalfehler rügen, der mir während meiner vielen Reisen oft und oft aufgefallen ist. Wir Deutschen sind unzufriedene Kritiker, und das niemals und nirgends mehr, als da, wo wir auf Anderer Kosten genießen und schwelgen dürfen. So geht es auch heute, und des höflichen Adjutanten unbewußt sprechender Blick erneut mir die alte Erkenntniß. Ich habe zufällig den Mund noch nicht aufgethan, schlage sofort in mich und setze mich, das türkische „Rismet!“ übend, geduldig auf einen Feldstein. Als ihm dann die Gesichter zu lang werden, wirft sich der Adjutant in die nächste, beste Barke, die vorüberkommt, und eilt selbst nach Dolmabagtsche, um die lässigen Raikdjis aufzumuntern. Auf halbem Wege begegnen sie ihm schon, und die unzufriedenen Seelen haben Ruhe. Drei prächtige Raiks, jedes mit sechs Ruderern bemannt, fliegen heran. Die Ruderer sind ganz weiß gekleidet in einen klaren, gestreiften und gekreppten Stoff: „Pembesari“ heißt er, sie tragen Sandalenschuhe, weiße weite Beinkleider, lose Jacken mit flatternden Ärmeln und offen über der lederbraunen,

haarigen Brust; auf den charakteristischen Köpfen die rothe Mütze. Das Einsteigen gewährt viel Lachen und Klengstigen: nicht Alle begreifen es gleich, daß man genau in die Mitte treten und sich sofort, hockender Weise, auf den Rissen des Bootsbodens niederlassen muß. In unserem Raif geht es sehr heiter zu. Ich bin zwar mit lauter Unbekannten zusammengerathen, und die gegenseitige Vorstellung ergiebt einen drolligen Wirrwarr, allein schließlich unterhält man sich zum Besten, und die liebenswürdige Gräfin H., die mich lebhaft an eine liebe, ferne Freundin erinnert, benützt meinen nachbarlichen Arm sehr gern zu Schutz und Trutz bei jedem Wellenschlage. Sie fürchtet sich im Raif, und es heißt ja auch, daß die leichten Dinger tückisch und gefährlich sind.

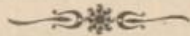
Ich kann darüber nicht urtheilen, denn ich habe selbst in den kleinsten und leichtesten das Gefühl der Sicherheit niemals verloren. Die Raifdjis mit ihrer Kraft und Ruhe müssen mich bei diesem Gefühl vielleicht beeinflusst haben.

Der Bosphorus ist bewegt, die Brise kühl und scharf hier draußen. Nur allzurash erreichen wir den schneeweißen, architectonisch wunderschönen Marmorpalast von Bejlerbeg, von dessen Fenstern man einen wahrhaft himmlischen Blick auf Rumeli- und Anadoli-Hissar genießt, die beiden, ehrwürdigen Trutzburgen, einander gegenüber am europäischen und kleinasiatischen Ufer des Bosphorus. Dies Schloß am Meer ist einfach ein Feentraum. So heiter, so phantastisch, so überreich und „in tausend schönen Farben spielend“. Man fühlt sich versucht, auszurufen: „Zu viel! zu viel!“ und wüßte doch nicht, was fehlen dürfte. Die enormen, klaren Spiegelfenster werfen das Licht im Widerschein der blauen Bosphorusfluth, fast electrisch hell in die

lustigen Säle, gegen die Atlasgehänge der bilderlosen Wände, über die seidene Pracht der Divans und die weichgedämpfte der wunderfamen Teppiche hin und empor zu den reizenden Kuppeln, den lustigen, gemalten Seestücken ihrer Seitenselder. Es funkelt, dies köstliche Licht, in den Prismen der Kronleuchter, spiegelt sich im Marmor der Tische und schleicht als sanfte Dämmerung durch die feinen Holzgitter der Haremsfenster.

Besonders schön erscheint mir der Plafond der Bäder. Er besteht aus lauter aneinandergereihten marmornen Glockenblumen, durch deren tiefe Kelche der Tag hereinschaut. Dies sonnige Himmelblau zu der matten Transparenz des Marmors ist von bezaubernder Wirkung. Der Garten von Bejlerbeg sehr anmutig in der Anlage, aber gleichfalls ungepflegt. Was für ein Paradies würde einer unserer intelligenten Kunstgärtner bei solchen Vorbedingungen aus diesem üppigen Material schaffen.

Von Bejlerbeg geht's, zum Schluß der heutigen Expedition, hinüber nach Dolmabagtsche. Das Schloß ist imposant, seine Lage ideal, sein Luxus raffinirt, mir aber viel zu europäisch mit seinen Bildern, Pariser Möbeln und Bequemlichkeiten. Die Bäder wieder entzückend hübsch und wohlig, der riesige Thronsaal zum Erblinden gleißend und blendend. Gold, Marmor hochstrebende Säulen, und darüber Goldgalerien für Musiker und Zuschauer, und eine Kuppel, die den orientalischen Geschmack Ach und Weh schreien läßt. Noch wenig Tage, dann soll ich den Thronsaal bei Gelegenheit des Bairamfestes in vollem Glanz erblicken, und ich bin sehr neugierig darauf.





IX.

Griechische Ostern.

Schon der Vorabend, der des zweiten Mai, trägt ein besonderes und festliches Gepräge, und eine freudige Bewegung geht sei dem Morgen durch die Menge. Der außergewöhnlich heiße Tag hält meine Gastgeberin und mich im Hause; wir installieren uns mit unsern Erfrischungen auf dem urgemüthlichen Divan des Glaserkers, der die eleganteste Strecke der großen Perastraße vollständig beherrscht, und haben unser helles Vergnügen an dem frohen Treiben. Hier laufen Diener und Lastträger eifrig straßab und straßauf, mit schweren Körben belastet oder leichte Körbchen haltend, in denen die süßen, zopfartig geflochtenen Osterbrote zum Geschenk für Freunde und Verwandte liegen. Diese Behältnisse sind mit hochrothem Seidenpapier ausgeschlagen oder mit ebensolchem Tarlatan umhüllt, mit Grün ausgeputzt. Auch die Osterlämmer dort drüben in der Schlächterei zeigen vergoldete Füße, und die Nieren, der Leckerbissen, ruhen auf ausgezackten Goldpapierstreifen. Dazu werden unablässig die Blumen der Osterzeit aus-

gerufen, üppige Syringen, lila und weiß, starkduftende Narzissen. „Paskaliá!“ „Fouliá!“ rufen die Gärtnerjungen. Sie tragen ihre holde Last in flachen Wannen auf dem Kopfe, und die Fülle der Dolden hängt über den Rand hinab und verbirgt, schattenwerfend, die braunäugigen Gesichter der schlanken Burschen. Und da kommt auch der stämmige Chiot mit seinen Citronen und Apfelsinen und preist sie mit mächtigem Brusttone an:

„Lemoni! — Portuka — li!“ —

Auf den Trottoirs wogt die geputzte Menge. Neue Hüte: Paris und Pseudo-Paris, klare Sommerkleider, Spitzen und Schmuck, frische und geschminkte Schönheit, trippelnde Kinder wie aus einem luxuriösen Puppenladen genommen. Dazwischen die strammen Figuren der Hamals im Sonntagsstaat: blaue Hosen, sehr faltig, mit nachwippendem Bausch, eng um die Wade schließend, buntstreifige Schärpen, Fez und die Uhrkette als reiches Silbergeschwür mit Troddeln, Schiebern und Berloques über der Brust. Nun ein paar tintenschwarze Negerinnen in gelbseidenen Feredje's unverschleiert, die Füße in billige, hochhackige Tanzschuhe gezwängt; die eine der beiden führt ein niedliches Mulatten-Baby im crastblauen Bolantkleide und himmelblauen Hütchen auf den Wollhaaren. Setzt ein kleiner Trupp besonders fremdartiger Gestalten: Araber aus Bagdad, in wallenden Seidenkastans, weiß und blaßgrün, goldene Sonnenstrahlen in den Stoff gewirkt, dazu schwarze Turbans, schwarzbraune Gesichter. Sie wandern majestätisch an ihren langen Stäben, der untergehenden Sonne entgegen. Im tiefen Roth wieder des Abendhimmels blinkt schon der erste Stern. — Mir fällt wieder die biblische Geschichte und die Jugendzeit ein, und es geht mir durch

die Gedanken, was der Evangelist von den Weisen aus Morgenland erzählt, die dem heiligen Sterne nachzogen.

So kommt die Nacht, aber die Straßen werden nicht still. Ich gebe das Schlafen auf und setze mich in die große Nische meines offenen Fensters. Wie lind die Lust; droben am Himmel blinken und zucken Milliarden Sterne — eine Nacht zum seligen Träumen und heimlichen Schwärmen geschaffen. Drunten jedoch heulen und kläffen die Hunde, Wagen rasseln, Schüsse knallen fast ohne Pause, und Schaaren Andächtiger strömen mit brennenden Kerzen zum nächtlichen Gottesdienst in die griechischen Kirchen. — — Plötzlich aber jagt ein Reiter durch den Menschenhaufen, ihn rücksichtslos auseinandersprenkend: „Jangyn wär! jangyn wär!“ Feuer! Da kommt sie schon, die wilde Horde der „Toulumbadji“, die freiwillige Feuerwehr. Mit pfeifendem Geheul stürzen sie vorüber, niederwerfend, niedertretend, was ihnen im Wege ist. Die Menge sticht nach rechts und links zu beiden Seiten des Trottoirs und preßt sich mit ihren flackernden Lichtchen gegen die Hausmauern, — Sioux-Indianer in Freiheit können nicht barbarischer und gewaltthätiger sein, als die Toulumbadji. Wie eine Vision rasen sie vorbei, die Fäuste und Ellbogen an die nackte Brust gedrückt, barfuß — dumpf stampfen die hastenden Sohlen den unebenen Boden, die Arme fliegen, die kleine Spritze, die ihrer acht an Stangen auf den Schultern tragen, schwankt wie toll, und irgend ein Lichtblitz trifft das strahlenumgebene Muttergottesbild über der Handhabe. Denn, außerhalb des Löschdienstes, sind die Toulumbdji gewöhnlich Lastträger und armenische Katholiken.

Da verschwinden sie im Dunkel der Straße in der

Richtung von Tatavola mit seinem Gewirr enger Gäßchen und hölzerner Baracken. Sie gehen angeblich auf Rettung aus, aber still davon, wie sie meistens zu retten pflegen!

Endlich ist die laute Nacht vergangen, und mein Pascha in ordenstrahlender Uniform pocht, weil der Wagen bereit steht.

„Christos anésti!“ Christ ist erstanden! Der herrliche, himmelblaue Tag, der mit diesem frischen und strahlenden Morgen anbricht, scheint in den Jubelruf einzustimmen. Wir fahren direct von Pera zur alten Hasenbrücke und hinüber. Dann längs der grauen Mauerreste hin durch die vorstädtischen Bezirke Djubbali-Kapusi, vorüber an der Rosenmoschee: Gül Djami, durch das christliche Viertel von Smi-Kapu. Ueberall festliche Erregung; unverschleierte Frauen, Blumen in Händen, den Osterfuß tauschend, glänzende Männertrachten in reicher Abwechslung, Montenegriner im weißen Rock, Bulgaren in gesticktem Säckchen und bunter Schärpe, Naxioten mit hellblauem Beinkleid, Landgriechen in der hundertfaltigen Justanella. Dazwischen Zigeunerinnen, Schleiertücher, nach Art der Heiligenbilder lose über den Kopf geworfen und vorn in den dichten Scheitel eine einzelne Blume gesteckt, Narzisse, Goldlack, lichtblauen Borettsch. Das steht so reizend zu den bronzebraunen Gesichtern mit ihrem indischen Gepräge, daß man bei einzelnen dieser wilden Schönen an die märchenhafte Prinzessin Safuntala denken könnte.

Zur Kirche ist's noch viel zu früh. Wir werden, über Treppen und Treppchen und durch verwickelte Gänge, in ein Zimmer des Patriarchats geführt, das einst Nonnenkloster war. Ganz still ist's drin, vom Straßenlärm dringt nichts herauf, durch die offenen Fenster blicken wir weit,

weit über das goldene Horn und seine Hügelzüge hin und abwärts in den Hof, wo sich die Andächtigen schon versammeln. Ein Diener ordnet geräuschlos umher. Er hat ein großes, finsternes Gesicht: Bulldoggen-Physiognomie; aber daß er ein guter Diener ist, sieht man an einer Kleinigkeit: die welkende Rose, die inmitten des großen Tisches wie zufällig liegt, schiebt er, nach dem Abstäuben, behutsam an ihren ursprünglichen Platz zurück. Dann tritt sein Herr, ein streng blickender Priester, ein, grüßt sehr tief, läßt uns Confitüren und das übliche frische Wasser bringen und setzt sich zum Schreiben. Alle Augenblicke schellt er dem Diener, giebt flüsternde Befehle und bietet den Besuchern, die in ganzen Zügen hereinkommen, die Hand zum Kusse: „Christos anésti!“

Nach und nach erscheinen immer mehr Priester hoher und niederer Grade; alle haben die Haarflechte am Hinterkopf gehoben und unter das hutartige Barett versteckt. Das Scheermesser darf sie nicht berühren.

Wahre Apostelgesichter unter ihnen. Der Schönste jedoch ist uns noch vorbehalten. Der kommt erst zur Erscheinung, als wir, nach langem Harren zwischen einer oberflächlich plaudernden Menge, von Coumbari-Efendi, dem Director der Sternwarte, in den großen Saal geleitet werden, wo die Einkleidung Seiner Allerheiligkeit, des Patriarchen, vor sich gehen soll.

Inmitten des Raumes steht ein Tisch, beladen mit den herrlichsten Gewändern, goldstrozend, in lebhaften Farben prangend, und mit Missalen, Tafeln, auf deren Goldgrund Heiligenbilder gemalt sind, mit der edelsteinbesetzten Krone, einer Kuppel, von schwerem Reif sich emporkübelnd. Dazwischen auf der feinen filirten Decke Armleuchter mit

langen, schräggesteckten Wachskerzen, die noch nicht brennen. Der ganze Saal aber ist von unzähligen andren dieser Kerzen feenhaft erhellt, und durch die offenen Fenster herein bricht die liebliche Maiensonne.

Nun versammeln sich die Herren vom diplomatischen Corps mit ihren Damen und Kindern. Bevorzugte aus dem Janar und Pera kommen hinzu. Der Leibarzt des Sultans, auf dessen Anwesenheit ich besonders gezählt habe, fehlt noch. Er ist von macedonischer Herkunft, trägt den Fürstentitel und spricht unsere deutsche Sprache sehr gut für einen Ausländer. Mir hat er, während dieser Wochen, große Liebenswürdigkeit bewiesen. — Die Diener, deren Livree ganz mit Gold verschnürt ist, treten zur Seite, und jetzt kommt die Geistlichkeit in langem Zuge. Mit wenig Ausnahmen kräftige und staatliche Männer, als der letzte der Patriarch, ein weißbärtiger Greis, von seinem jungen Diaconen geleitet.

Dieser Diacon ist eine ideale Erscheinung. Die Gestalten aus „Ben Hur“ und dem Ebers'schen „Homo sum“, Johannes der Täufer und der Evangelist, ziehen an meinem Geiste vorüber, als dies Antlitz vor mir auftaucht in seiner völlig unglaublichen und übernatürlichen Schönheit; trotzdem mehr auffallend als geistvoll von Ausdruck. Bei uns zu Lande haben wir ohnedies keine Vorstellung von solchen Angesichtern. Seltsam contrastiren die lichtblauen, von dichten, kohlschwarzen Wimpern gesäumten Augen mit den bräunlichen Zügen vom alleredelsten griechischen Schnitt, sehr hohe und schmale Brauen, sehr ruhiger, blaßrother Mund mit wahren Perlenzähnen inmitten des schwarzen Gabelbartes. Nur die Gestalt ein wenig zu klein für dieses auffallende Haupt. Er trägt ein langes Meßgewand, schwere, weiße Seide mit rothgoldenen Ornamenten: ein-

gewirkte stylisirte Lilien. Später, als er seine hohe Mütze abnimmt, wallt ihm eine Ueberfülle dunklen Kraushaares, dem das Licht kupferfarbene Reflexe entlockt, bis weit über die Hälfte des Rückens hin, und fällt in weichen Wellen an den Wangen nieder.

Soakim, der Diacon, bedient den Patriarchen, der mit sich hantiren läßt, als sei er eines der bunten, holzgeschnitzten Heiligenbilder und kein lebender Mensch. Sein schwarzer Talar fällt von ihm ab, und ein golddurchwirktes, hemdartiges Untergewand wird sichtbar: das „Stikharion“. Darüber werfen die Priester ihm ein zweites: das „Petrahilion“, und darüber ein unbeschreiblich prachtvolles Ueberkleid, den „Saco“, starrer Brokat, schneeweiß, mit bunten eingestickten Heiligenbildern in Goldornamente gerahmt. Dann folgen der Gürtel: „Perizomou“ und die steifen, rothgoldenen Handmanschetten: „Ipomenika“. Zum Schluß drückt er sich die blitzenden Patriarchenkrone auf das langhängende, graue Haar und nimmt die „Engolpia“, das Kreuz und Bild der Mariä. Seine Kleidung ist so schwer, daß er sich allem Anschein nach nur mit Mühe vorwärtsbewegt.

Auch die übrigen Geistlichen haben sich vor unseren Augen in ihre prächtigen Ornate gekleidet und ihre Haare gelöst. All' den ernstern Gesichtern ist damit eine große Würde aufgeprägt. Die Farbengluth in diesem Gemisch von Roth, Gelb, Violett, Lichtgrün und Dunkelblau ist gar nicht in dürren Worten zu schildern. Während der ganzen Ceremonie des Ankleidens singt ein Knabenchor im Hintergrunde des Saales unaufhörlich uralte byzantinische Kirchenmelodien, das „Kyrie eleison“ und „Christos anesti“, in ewigen Wiederholungen, aber erhebend ist dies näselnde und plärrende Lobpreisen des auferstandenen Erlösers keineswegs.

Zuletzt nehmen die Priester die Silberleuchter vom Tisch, entzünden die schräggesteckten Kerzen und tragen sie dem Patriarchen nach. Der Zug bewegt sich zur Kirche hinab. Wir folgen, von Coumbari-Efendi geleitet, dem Patriarchen auf dem Fuße, eilen zwischen türkischen, salutirenden Soldatenreihen hin, von einer aufgeregten Volksmenge bedrängt und bedroht und durch ein Schlupf-pförtchen in die Kirche. Sie ist nicht groß, aber sehr eigenartig mit ihrer geschnitzten und perlmutterverzierten Kanzel und dem Patriarchenthron in ciselirter Metallarbeit, so fein wie die der Damascener-Klingen. Zu beiden Seiten des fast tausendjährigen Ehrensitzes schlanke Säulen, mit doppelköpfigen, elfenbeinernen Adlern geschmückt. Das Elfenbein spielt überhaupt in der Ornamentik eine große Rolle. Starke Gitter sperren die Menge vom teppichbelegten Hauptgange der Kirche ab, und die Teppiche sind mit Blumen und Lorbeerzweigen bestreut. Der herrliche Duft der Narzissen und Pomponröschen und der würzige des Lorbeers mischen sich mit dem süßfränklichen, der den Weihrauchfassern der Priesterschaft entquillt.

Unser Freund, der Leibarzt Sr. Majestät und augenscheinlich des Sultans Stellvertreter bei dieser großen Feier, hat sich auch eingefunden und nimmt den Platz neben dem Patriarchenthron ein. Von seiner Uniform sieht man nur sehr wenig, so ganz bedeckt ist sie von Sternen, Bändern und gestickten Goldarabesken.

Wir wird zwischen den Damen der hohen Diplomatie ein Platz im reservirten Gestühl angewiesen. Hinter uns, Kopf an Kopf, die drängende, wildbewegte Masse des Volkes, ganz besessen von Neugier, Eifer und Kampflust. Dermaßen pressen all die Menschenleiber gegen die Rücklehnen

unseres Gefühls, daß demselben arge Gefahr droht. Die starken Mägel weichen aus dem Gemäuer; wehe uns und unserem Leben, wenn ein Zusammenbruch erfolgen und die Last dieser Körper auf uns einstürzen sollte.

Das Publikum benimmt sich zum Erstaunen unwürdig nach unseren Begriffen. Das prügelt einander, pufft, ruft, spricht, läßt Knallerbsen explodiren, feuert gefahrlose Teschingschüsse ab und wird von den türkischen Soldaten mit Kolben und Bajonetten hinausgejagt. Dazwischen Kindergeschrei, beruhigende mütterliche Stimmen, das ungenirte Geschwätz der eleganten Welt rings umher und das wimmernde Singen des Kirchenchors.

Nach endlosen Gebeten, Vitaneien, Responsorien und Benedictionen beginnt die Verlesung des Osterevangeliums, und zwar nach einander in fünf verschiedenen Sprachen: albanesisch, persisch, arabisch, französisch und italienisch. Die Vorleser, alle verschieden gekleidet, stehen im Halbfreie und treten einzeln heraus, gegen den Patriarchenthron hin. Drüben, auf der Kanzel, erscheint der Diacon Soakim und spricht die Auferstehungskunde griechisch mit merkwürdig weicher Stimme und melancholisch-singender Betonung. Die blauen Augen hält er mit großem, warmem Blicke emporgeschlagen, und die Sonne durchleuchtet sein Haar, das wie eine dunkle Wolke um sein Antlitz zu schweben scheint. Ganz eigenthümlich berührt in der neugriechischen Zunge der gelispelte „dh“-Anlaut, der genau wie das englische „th“ klingt.

Während dieses Evangelienvortrages geht seitwärts in einer Art von Altarnische, zwischen den nicht lesenden Priestern und dem Patriarchen, eine stille Messe und das Weihen der Opfergaben vor sich. Mich dünkt es, als

werde die Feier heute überhaupt kein Ende mehr nehmen; denn die fremden dumpfen Laute des Persischen, die näselnden des Arabischen bleiben mir und den Meisten unverständlich. Der Albanese jedoch spricht zum Schluß in seinen tiefen Gutturaltönen wie ein Dramatiker, verdeutlicht auch die Lectüre durch die lebhaftesten Gesten und beendet sie mit einem förmlichen Knalleffect. Als er darauf sein Evangelienbuch rasch zuklappt, herzhast küßt und energischen Schrittes vom Podest herab und hinwegschreitet, lacht die andächtige Menge ungezwungen und höchlichst belustigt hinter ihm drein, wie er, die langen straffen Haarsträhnen in den Nacken schüttelnd, von dannen trabt. Unwillkürlich wartet man, ob nicht ein hundertstimmiges Bravo und Beifallsklatschen diese kleine österliche Komödie abschließen wird.

Dann kommt mein alter, besterter Freund, der droben neben der kaiserlichen Residenz, dem Yildiz-Kiosk, in einem reizenden Landhause wohnt, bietet mir den Arm und führt mich durchs Gewühl, über die zertretenen Blumen wieder treppan in den Saal des Patriarchen, wo neben dessen Thronessel Körbe und silberne Teller stehen mit Säckchen aus rothem und weißem Tarlatan. Sie enthalten goldene und rothe Ostereier. Ich habe das Glück, mit meinem Begleiter die Armsessel unmittelbar zur Seite des Thrones einnehmen zu dürfen. Und nun kommen die Priester abermals im Zuge herein, und, auf den Diacon gestützt, erscheint der Patriarch, sehr müde aussehend, im schlichten, schwarzen Gewande. Osterküsse auf beide Wangen werden nach allen Seiten getauscht, stehend erteilt der Greis uns Allen den Segen, und dann gehen wir einzeln an ihm vorüber, beugen uns zum Kuß tief auf die Hand des ehr-

würdigen, alten Mannes und empfangen dafür einen geflüsterten Ostergruß und ein Säckchen mit Ostereiern.

Erst daheim in der Perastraße öffne ich es, um es als liebe Erinnerung an diesen strahlenden Auferstehungsmorgen mit ins deutsche Vaterland zu nehmen, das goldene Wort auf den rosenroth gefärbten Ostereiern: „Christos anésti!“

Am Nachmittage wandere ich mit einem sehr jungen Neffen des Hauses, einem lustigen Vogel im Pariser Pschütt-Röckchen, durch die Perastraße hinaus, vorüber an der griechischen Kirche und am menschenwimmelnden Municipalitätsgarten am Taksim, und dann die Bankaldisstraße entlang, die von Friedhofsbäumen, Spitälern und Exercierplätzen eingesäumt ist. So gut wie gar kein feines Publikum. Die Hamals haben heut ihren besonderen Festtag und stolziren, das Liebchen am Arm, oder zu elastisch schreitenden Gruppen, unter sich gefeselt, auf sorgsam gepuzten, schweren Lederschuhcn durch Staub und Sonnengluth ihrem Vergnügen entgegen, dem Jahrmarkte zu Füßen des Tatavolahügels. Die Luft ist so schwer, daß wir zuerst eine Anhöhe erklettern und von oben in den Ameisenhaufen des Markttreibens hinabschauen. Die Geschichte läßt sich zwar ein Bißchen ungemüthlich an, und die Atmosphäre wird zu all' der Hitze auch noch von den Ausdünstungen verwesender Hunde- und Katzenkadaver verpestet; dennoch vermögen wir nicht zu widerstehen und steigen hinunter durch eine unsäglich traurige Schlucht voll Unrath, Fäulniß und spitzer Steine; eine wahre Pesthöhle.

Der Pfad weißer Staub, am Hange nichts als Disteln

und Messeln; zwei rühdige Hunde verenden, uns zur Linken, unter einem Stege im stinkenden Koth. Zur Rechten schiefstehende Zigeunerhütten, eingehengt von niederen, improvisirten Lehmwäuerchen. Da und dort Einblicke in graue Zelte, unter denen „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind“ faulenzend durcheinanderhockt. Abgetriebene, halbverhungerte Eselchen, die aussehen, als seien sie bei lebendigem Leibe den Motten zur Beute geworden, stehen gleichgültig an ihren Pflocken, schmutzstarrende Kinder balgen sich, dürre Weiber kauern böseblickend am Boden, die Manteltücher über den Kopf geworfen.

Der kleine Jahrmarkt ein wüstes Chaos, und doch wie amüsant mit dem Vischen „Gruseln“ dabei, das Einem so angenehm den Rücken kühlt. — Ei, sieh an! Da sind ja vor den Buden im Bilde unsere lieben Jugendfreunde: das sechsbeinige Schaf, der Dohse mit zwei Köpfen, die Seejungfrau, die in einer Kufe anmuthige Kopfsprünge ausführt, und die dickste Dame der Welt, hier „Behmire Sultane“ genannt, in halbmondgekröntem, höchst verführerischem Schleier, der den seidenumspannten Busen freiläßt. — Und auch Behmire's fürstlicher Busen balancirt das bekannte Kaffeebrett mit sechs hochgefüllten dampfenden Tassen! O Allah! wie ist die Welt so klein! — Da ist als besonders feine Sehenswürdigkeit ein „Pelikan aus Norddeutschland vom Eismeer“, der mit bluttriefender Brust und acht nackten Jungen in einem Storchneste sitzt; da sind die menschenfressenden Nchantis, die Schießbuden, die Carouffels. Nur daß anstatt unserer Pferdchen Greife und Chimären kreisen, und daß die begleitende Drehorgel anstatt: „Mutter, der Mann mit dem Coaks ist da“ „Aghâpa me san saghapo!“ wimmert. — Der türkische Honig, ist hier natürlich zu

Hause, aber anstatt der beliebten heimischen Pfefferkuchenbuden überall die Wagen der ambulanten „Mallébi“-Verkäufer. Jedoch, dieser Bonnekleister, mit Mandelstiftchen und kleinen Rosinen verziert, erinnert in Nichts an die erfrischende Reisgallerte, die eine Lieblingsleckerei der Türken bildet und so peinlich genau mit Zucker- und Rosenwasser gewürzt zu werden pflegt.

Seitab, auf einem grünen Rasenflecken mit dicker, weißer Staubschicht, tanzen die Hamals im Kreise. Ein sonderbarer Anblick. Halb „Danse du ventre“ jeligen Angedenkens von der tunesischen Schönheit Fatma in der Pariser Ausstellung, halb Kinderreigen. Eigentlich nur ein langsames Treten und Stampfen, Zittern der Hüften und Beine, Emporwerfen der Arme, Vor- und Zurückbiegen des Kopfes. Die Musik: große, flache Trommel, schrille Flöte, Dudelsack, die drei oder vier Noten endlos wiederholen. Bald legt jeder der Tanzenden die Arme auf des Nebenmannes Schultern, und das kreisende Rund verengt sich um die Musik, bald weichen sie auseinander und halten sich, hüpfend, lose an den Händen, bald springen sie, die Köpfe mit dem Kinn gegen die Brust gedrückt, in die Mitte und prallen aufeinander wie stöbige Ziegenböcke. Einer scheint den Tanz zu leiten; denn er hört nicht auf, sein rothes Schnupftuch zu schwenken. Das Ganze ernst, schwerfällig, nicht Lust, nicht Arbeit; starre Mienen, Automatenbewegungen.

Das Publikum vorwiegend auch Hamals, zweifelhafte Weiber und Zigeuner. Ein Gemisch grellster Farben, weißester Zähne und glänzendster Augen zu größter Frechheit und zähester Bettelei. Mit den süßesten Stimmen, den zierlichsten Gesten wissen diese schmutzigen Kinder und Mädchen, diese welken Weiber, lebende Wickelpüppchen im

Arme, ihr „Scheffet Madama!“ — „bak Mussü!“ zu sagen, und fast ausnahmslos streckt sich eine winzige Hand mit zartem Handgelenk dir entgegen. —

Vom Jahrmarkte gehen wir noch einen Augenblick auf den armenischen Kirchhof, unweit des Taksimgartens. — Mir erscheint er wie eine Wüste trotz der knospenden Bäume. Bettler am Eingang, das Gras verdorrt. Die flachen, grauen Steine, die kastenartigen Grabgewölbe ohne Blumen, ohne Symbol, ohne eine Ahnung von Würde, beklemmen das Herz. Ganz abseits sitzen drei einsame Frauen in Trauerkleidern auf einem dieser flachen, gegen den Erdboden gepreßten Steine. Sie müssen wohl einen großen Schmerz auszuweinen haben; denn sie schauen nicht rechts noch links, und die Thränen rinnen ihnen lautlos an den Wangen nieder. So mögen einst die klagenden Drei an des Erlösers Grab geweiht haben.

Die Zeit der Wunder ist vorbei, sagen wir realistischen Kinder der Gegenwart. Und dennoch — ist es nicht auch ein Wunder, daß aller Realismus und Materialismus nicht im Stande gewesen sind, die Hoffnung auf ein Wiedersehen in all' Denen, unfruchtbar zu machen und zu ertöden, die mit dem Herzen begraben haben, was ihnen unter der Erde schlummert? Die große Osterhoffnung, die nicht nur einmal im Jahre, sondern allabendlich mit der bangen und unruhigen Welt einschläft, und Denen erfüllt wird, die muthig an sie zu glauben vermögen.





X.

„Kütschük-Bairam.“

Wir sitzen zu Zweit im Kaik: Redjeb, mein erwählter und bevorzugter Kaikdji, und ich. — Seit drei Stunden schon gleiten wir so auf der stillen Wasserfläche hin und her, ohne besonderes Ziel, nur um die Zeit angenehm zu tödten. Ein schwüler Regenhimmel lagert über dem gewöhnlich so sonnentrunkenen Constantinopel, die Ferne des Bosphorus, nach dem Schwarzen Meere zu, ist verschleiert, das nahe Dolmabagtsche liegt hartweiß zur Linken und gegenüber, alabasterzart, das Schloß von Bejlerbeg. Der Fünfuhr-Dampfer nach Therapia und Bujukdere, von Fremden übersüllt, rauscht an uns vorüber und versetzt unsere Kußschale in starkes Schwanken. Bald wird er sich vor der reißenden Strömung zwischen Arnautfjoi und Bebek beugen müssen.

Wir sind in Fenerbagtsche am weißen Leuchtturm gewesen, haben das liebliche Vorgebirge Modaburnu umfahren und ein Weilchen in der Bucht des alten Chalcedon gelegen, da, wo jetzt die hübschen, neuen Landhäuser von

Kadikjoi, dem „Dorfe des Richters“, sich behaglich breit machen. Nun haben wir die Riesenfaserne „Selimieh“ hinter uns und schaukeln zwischen Galata und Scutari: dem „goldnen Auge des Reiches“, das die schwarze Wimper des finstern Cypressenwaldes im Osten säumt.

Das Wasser dünkt mich heute weniger belebt zu sein, als sonst. Es ist als erschlafften alle Kräfte jetzt am letzten Tage des Fastenmondes, als erstarrte dies Volk in seinem Warten auf das ersehnte Bairamfest, das erste und geringere der beiden Bairams, die das türkische Jahr bringt. Aber dieser „Kütschück“, d. h. „kleine“ Bairam hat eine anmuthigere Bedeutung: die des „süßen Wohlgeschmacks nach der Entbehrung“, es ist das Fest des Zuckerwerks: „Schekér“-Bairam, und sein Bruder, das türkische Osterfest, ist das des fetten Hammels: „Kurban“-Bairam. So heißt es im Volke, weil man an ihm das Opfer Abrahams feiert. Auch der Aermste und Bescheidenste freut sich an jenem großen Tage auf das Stückchen des guten, vom Engel gesandten Ersatzgeschöpfes für den schönen Sahudifnaben Izaak auf dem Berge zu Morija.

Kedjeb gehört auch zu den Armen und Bescheidenen, seinem zerrissenen Beinkleide nach zu schließen. Ein Wunder, daß die Lappen und Fetzen überhaupt noch zusammenhalten. Freilich, das rosa geblünte Hemd darüber ist neu und kotett und das Turbantuch um sein schwarzbraunes Gesicht glänzend rein. Vor drei Tagen hat er seine Frau fortgeschickt, sie hatte zu freundlich mit dem „Sudji“, dem Wasserträger, geredet. — Jetzt möchte er sie recht gern zurücknehmen; seine Kinder laufen wild, und Niemand thut mehr einen Stich für ihn. Davon auch heute das elend zerrissene Beinkleid.

„Kismet —“ sagt er, „so war es für mich geschrieben“,

und dann zieht er einen Augenblick die Ruder ein und betrachtet das puffende Rauchwölkchen der kleinen Dampf-yacht, die uns gegenüber auf Beschiktasch zusteuert, mit einem stumm gierigen Blicke aus seinem mageren, hungrigen Gesichte. Der Blick ist leicht genug zu übersehen:

„Bald, so Gott will, werde auch ich wieder rauchen nach meinem Gefallen. Hoffentlich schon morgen, wenn der Mond uns Kütischük-Bairam: das kleine Fest giebt.

„Haben wir denn morgen sicher Kütischük-Bairam?“ frage ich, und studire besorgt die Wolken. Man hat mir erzählt, daß man in Mecca oder wenigstens doch in Smyrna den jungen Mond gesehen haben müsse, um in Constantinopel Bairam feiern zu dürfen. Die kleinen Leute jedoch, deren Horizont nicht bis Smyrna reicht, begnügen sich damit, nach ihrem heiligen Uesküdar-Scutari hinüberzuspähen, um das bleiche Sichelchen zu finden.

Kedjeb antwortet nichts als: „olur!“ — „es kann sein!“ und fügt ehrerbietig „inschallah“ hinzu: „wenn es Gott gefällt, Hanum-Efendi“.

Gesprächig ist der Brave nicht; welcher Türke wäre das auch? Aber er empfindet ein mildes Wohlgefallen an meinem guten Willen seiner Sprache gegenüber. Das Türkische klingt sehr weich und schön, wenn es gut gesprochen wird. Er redet mit mir wie mit einem Kinde in lauter Substantiven und verdeutlicht jedes Wort mit Kopfbewegungen, da er die Hände selten frei hat.

Momentan faltet er sie um die ruhenden Ruder zusammen und sagt in seiner Höflichkeit sehr langsam und deutlich: „birindschi ajyn tchereji — obir tarafda — Uesküdar!“ „Das erste Mondviertel — da drüben — Scutari!“

Und siehe, die Regenwolken theilen sich flüchtig — die winzige Sichel erscheint für die Dauer einer kurzen Secunde. Aber sie ist da, wir haben sie gesehen und Andere auch; denn schon dröhnen die ersten Kanonenschläge von Top-hane durch die schwüle Luft.

Nun kommt Leben in meinen Kaïdji. Er legt sich mit vollem Dampf in die Ruder und dahin fliegen wir zur Galatabrücke. Gleich wird mein Gefährte nun heim eilen in seine Baracke hinter der Zeni=Djami, wird seinen zerfetzten Gebetsteppich unter den Arm nehmen, sich am Brunnen der Moschee mit Hunderten Seinesgleichen Haupt, Hände und Füße waschen, sein Dank- und Bittgebet inbrünstig verrichten und dann für drei festliche Tage der Sorgen los und ledig sein. Nicht ausgelassen, aber zufrieden, daß Allah den Gläubigen ein Fest bewilligt hat.

Bald darauf zeigt ein düsterer Gluthstreifen hinter dem Thurme von Serai-Burun den verborgenen Untergang der Sonne an. Der Ruf des Muezzins ertönt von Nah und Fern, die Kanonen donnern drein und in der Perastraße finde ich die liebenswürdige Einladung unseres Botchafters: morgen an der Ceremonie des Handkusses, von der Gallerie des Thronsaales zu Dolmabagtsche zuschauend, theilzunehmen.

Bis spät am Abend lustwandeln die Türken, froh und satt und schon in festlichen Kleidern, die Straße auf und ab, haben die „Läuta“ im Arm und machen ihre Saiten mit der Federpose oder dem Schildpattstückchen schwirren und summen. Ich höre das leise Geklimper bis in meinem Traum hinein.

Schon um vier Uhr heißt es wieder „Aufstehen!“ Es ist noch dunkel, der Himmel grau überhangen. Unten, die

Berastraße entlang bereits unaufhörliches Wagengerassel, der Pascha fährt um halb fünf auf und davon, ich folge eine Viertelstunde später, von M. Nicolaki sicher geleitet.

Wie fremd und eigen muthet diese Landschaft im kalten Morgennebel an. Ihr ganzer Farbenton, der sonst das allzu mächtige Sonnenlicht so wunderschön herabmildert mit seinem Cypressenschwarz und Silbergrau und dem Grün, von der Hitze vergilbt, hat jetzt etwas schattenhaft Todtes. Das Meer ist ganz umschleiert, die fernern Schiffe verschimmen gespenstisch im Dunst, die kreischenden Möwen, die hin- und herschießen, sehen den Vögeln nicht unähnlich, die, phantastisch gestaltet, in verwischten Umrissen die Hintergründe japanischer Wandschirme bevölkern. Das überreiche Gitter, das den Garten von Dolmabagtsche-Serai gegen den Bosphorus hin begrenzt, gleicht seinem eigenen Schatten, und seine reizenden Blumenguirlanden hängen voller Regentropfen. Die prächtige Goldpforte nach der Landseite zu flimmert kalt zwischen ihren Marmorpfeilern, der Garten aber prangt in entzückender Frische mit all' den Coniferen, Cedern, Lorbeern, blühenden Rosen und Nelken.

Im Schloßhof schon eine ganze Wagenburg, dazwischen Reitpferde von phantastisch gepuzten Grooms geleitet und gehalten. Eine Gesellschaft stolzer Beduinen in ihrer malerisch-großartigen Tracht wandert mit hochgetragenen Köpfen unter den Platanen und blühenden Akazien auf und ab; und hinter ihnen ein Duzend „Hadschi“: Meccapilger. Ein paar Negerburschen kauern, die schwarzen Gesichter in ihre dürren Hände gepreßt, das Fez auf den Hinterkopf gerückt, neugierig gaffend vor der Mauer dem goldenen Portal gegenüber. Jetzt kommen die Adjutanten: Cherif- und Musawer-Bey; nehmen, unsere Karten in Empfang und

heißen uns eintreten. Bekannte finden sich, von der neulichen Schatzbesichtigung her, abermals zusammen, und dann macht sich die ganze Gesellschaft voll Spannung und Eile auf den Weg zur Gallerie empor. Kaum, daß man sich die Zeit nimmt, die Märchenpracht des Treppenhauses mit den krystallinen Geländerpfosten, den Säulen mit reichem Palmen-capital und eleganter Basis, den bunten Teppichen, einen Blick zu gönnen. Durch verwirrende Gänge, Thüren, Seitentreppehen gelangen wir ans Ziel. Natürlich sind die Vorderplätze längst von Engländern genommen. Wir müssen uns mit der zweiten Reihe begnügen, freuen uns aber recht egoistisch und kindisch, als später der Adjutant die „Lords und Gentlemen“ entschiedenen Tones auffordert, den Damen den Vorrang zu lassen. Und so fühlen wir uns denn schönstens geborgen.

Nach und nach füllt sich der farge Zuschauerraum bis zur Bedrängtheit des Einzelnen, und rings umher ein Sprachenchaos: Englisch, Französisch, Stalienisch, Deutsch, Holländisch, Schwedisch und Griechisch. Dazwischen die scharfen Accente slavischer Zunge und die weichen, vollen Laute der Landessprache.

Wundervoll nimmt sich der Thronsaal aus, von unserer schwindelnden Höhe gesehen. Zwar ist er, wie das ganze Palais innen und außen, von Ornamenten durcheinandergemischter Baustyle überladen — Allah mag's wissen, wo hinaus seine Bekenner mit dieser neuen Richtung wollen — aber die imponirenden Raumverhältnisse dieses Saales wirken besänftigend. Die Bündel der corinthischen Säulen sind so herrlich geordnet und vertheilt, die Rundbogen schwingen sich so rein und leicht von Gruppe zu Gruppe, und das wirkt im Verein zu den edlen Farben der Wände,

Frieße und Täfelungen äußerst vornehm. Gold, liches Gelb, Marmorweiß herrschen vor, und heben den spiegelnden, mit Teppichstreifen belegten Parquetboden schön heraus.

Gerade mir vor Augen steht des Sultans Thron dort unten. Eine wahre Verneinung all' unserer Traditionen. Weder aufgetrepptes Podium, noch schattender Baldachin, sondern ein niederer, freistehender Divan, in gleicher Höhe mit den Sitzen gewöhnlicher Sterblichen. Eben zieht ein Diener den verhüllenden Schleier hinweg, und wir sehen die großen Edelsteine der Lehnen im Golde blitzen und das Gold der Kissenstickerei, des Fußteppichs, mit echten Perlen untermischt. Welche Wunderwerke der Webekunst und der Nadel! Als ich den Blick hebe, schaue ich durchs Fenster über Gartengebüsch hinweg ein ödes Feld, am Berghange mit armseligen Hütten bebaut. Da spielen zerlumpte Kinder und schleichen räudige Straßenhunde hin und wieder. Ein schneidender Gegensatz zu der flimmernden Herrlichkeit hier drinnen.

Sa, bis zu unserer goldenen Gallerie ist Alles harmonisch, und das Auge schwelgt, aber über uns dieser unbegreifliche Abschluß eines Zauberreiches, diese geschmacklose Kuppel! Eine leibhaftige Theaterdecoration: unförmliche Blumenstücke, Barockzierrath sonder Feinheit, perspectivische Säulengänge mit hausbackenen Hängelampen in Verkürzung gesehen. Mir ist dies ein Hohn auf das Schönheitsgefühl, und ich denke mit Sehnsucht und Hochachtung an die Kuppelplafonds von Bejlerbeg und den Bagdad-Kiosk des Serai zurück.

Jetzt aber genug des Kritteln's. Der Saal belebt sich, und hinter uns stellt sich die Musik auf. Zwischen den corinthischen Säulenbündeln erscheinen immer mehr blitzende

Uniformen und rothe Kopfbedeckungen: die Großwürden-träger zuerst, die bescheideneren Richter des Staates folgen. Feierliche Stille, kein weibliches Wesen weit und breit. Münir-Pascha, der Ceremonienmeister, steht anordnend vor dem riesigen Krystallkandelaber; seitab, hinter einem Wand-schirm, neigt sich ein Ohr unter rothem Fez gegen die Thür des Cabinets hin, in dem der allerhöchste Herr noch zu ver-weilen geruht, und lauscht eifrig den Befehlen von drinnen. Bald zur Linken, bald zur Rechten winkt er, Andere kommen herbei und gehen wieder; die dichten Reihen der Uniformen ordnen sich und schließen sich an; dann ist Alles bereit und harret regungslos, und nun öffnet sich eine zweite Thür des Cabinets: Seine Majestät erscheint, und das hundertstimmige: „Padischah tschok yascha!“ braust ihm entgegen. Ein greller Lusch: Alles neigt sich bis zur Erde zum „Salaam“ und so geht der Beherrscher der Gläubigen im schlichten, schwarzen Ueberrock und Fez langsam zum Divanthron und bleibt in lässiger Haltung vor demselben stehen. Neben ihm ist Osman Pascha mit dem golddurchwirkten Shawl, dessen eines befranztes Ende anstatt der schmalen Rechten des Großherrn von seinen unterthänigen Dienern gegen die Stirn gedrückt und mit den Lippen berührt wird. Das ist der „Handfuß“, le „Baisemain“, wie diese Ceremonie auf unsern Einlaßkarten bezeichnet worden ist.

Die Prinzen des kaiserlichen Hauses und Andere von edelstem Geblüt umringen den Thron; Großcordons und Sterne, wohin man blickt. Zur Rechten die Beziere, zur Linken die hohen Militärs, und dahinter füllen andere Chargen die langen, halb dunklen Gänge zwischen den Säulen.

Hier kommt der Scheikh-ul-Islam, der türkische Papst, im schneeigen Priestergewande, beturbant, majestätischen

Schrittes, ihm zur Seite drei Priester in maigrünen Kaftans. Das sind directe Abkommen des Propheten, Tropfen aus der heiligen Quelle, in Mecca daheim. Der Sultan neigt sich und küßt diese Bier, und Alles im Saale hebt die weißbehandschuheten Hände, flach gegeneinander gebogen, zum stillen Gebete. — Wir aber, die dem Allen athemlos zuschauen, schrecken urplötzlich zusammen, denn dicht hinter uns rauscht mit einem Male der Hochzeitsmarsch aus Mendelssohn's Sommernachtstraum in glänzender und lebhafter Wiedergabe durch den Thronsaal. Allerdings, so ganz für unser deutsches Ohr paßt diese Auffassung nicht. Der Componist würde vielleicht schmerzlich dazu gelächelt haben, daß die schmeichelnden Pianissimo-Passagen fortissimo genommen werden und das Maestoso in Presto verkehrt ist.

Unter diesen Klängen nimmt die große Ceremonie des Handkusses ihren eigentlichen Anfang und Fortgang. Zuerst die Beziere, deren Ehrfurchtsbezeugung der Gebieter stehend empfängt. Darauf läßt er sich in einer Ecke seines geräumigen Thrones nieder, und die unabsehbare Menge zieht langsam vorbei. Jeder Einzelne grüßt sehr impulsiv, küßt den Shawlzipfel und verzieht sich, rückwärts tretend, wieder in den Hintergrund. Die Studien über Grazie und Ungeschick, edlen Freimuth und knechtische Verlegenheit, vornehmes und Emporkömmlings-Gebahren sind höchst interessant. Dann und wann fixirt der Sultan einen der Defilirenden flüchtig, neigt sich leicht zu Osman-Pascha hin und fragt nach der bemerkten Persönlichkeit. Diese Glücklichen oder Unglücklichen! Wer von uns kann's wissen, was ihnen bevorsteht? Ob Sternfall oder Sonnenaufgang?

Wohl eine Stunde lang geht's in gleicher Weise fort, dann erscheinen nach den Uniformträgern die Priester und

Gelehrten, Ulema und Mollah, Imam und Softa in langem Zuge. Wiederum heben sich alle Hände zum stillen Gebet; neuer Lufsch, neuer Ruf: „Padischah tschok yascha!“ Jetzt spielt die Musik, nach endlosen lustigen Walzern und fröhlichen Märschen, eine türkische Weise. Wildschmerzlich in tiefem Moll und doch so rasch und leidenschaftsdurchbebt. Zitternd verweilt sie auf einem zerrissenen Accorde, löst sich für drei oder vier Tacte in süßeste Harmonien auf und fällt zurück in den mißtönenden Klageschrei. Ich weiß nicht, worin die Macht dieser türkischen Melodien liegt — ich begreife sie nicht, wenn ich mir das Ganze zergliedere, und doch ist sie da und treibt Einem das Blut aus den Wangen zum Herzen. Man sieht die blendende Pracht, die ersterbende Ehrfurcht, das Anbeten irdischer Größe und ahnt das heimliche Zittern vor ihr, den bangen Herzschlag unter tadellosem Rocke, hinter gleichgültigen Mienen da drunten zwischen den Marmorsäulen. Und hier droben das neugierige Publikum in zwecklosem Putz, und da drüben durch die Bogensenster der Blick auf die Hütten des Glends. Man schlürft süßen Schaum und schmeckt dennoch die schale und bitterliche Hefe auf des Goldbechers Grunde. Gerade diese wunderliche Musik weckt solch gemischte Gefühle.

Die Priester-schaar ist unendlich malerisch in ihren Raftanen, olivengrün, taubengrau, violett, mattblau, braun und schwarz, lauter discrete Tönungen. Dazu die grünen und weißen Turbane, die Goldfragen und rothen Bänder, die Einzelne über die Schultern hängend tragen. Ehrfurchtgebietende Greisengesichter, weiche und fluge Züge in Menge. Viele dieser Priester werfen sich zu Boden vor dem Sultan, um seine Schuhe und den Saum seines Rockes zu küssen; er jedoch wehrt ihnen und reicht ihnen, als sie sich erhoben haben, die Hand.

Danach zieht er sich zurück. Allgemeine Ruhepause. Die besternten und bebänderten Würdenträger hocken unten gemüthlich auf dem teppichlosen Parquet; droben bei uns hocken die Musiker ebenso, rauchend und plaudernd, zwischen ihren Pauken und Trompeten. Ein drolliger Anblick. Wir vom lieben Publikum statten dem verlockenden, mit Süßigkeiten und kühlenden Getränken besetzten Buffet in einem Seitengemache der Gallerie unseren Besuch ab und hoffen, noch einen Blick von der zweiten Ceremonie zu erhaschen, dem Handkuß der Hausbeamten. Wir sehen sie auch antreten, den Kislar Agha, die schwarzen und weißen Eunuchen, Diener, Aerzte, Kämmerlinge; allein ehe die Majestät ihre Sonne wieder aufgehen läßt, werden wir ausgetrieben wie eine Heerde, die in ein verbotenes Auefeld gerathen ist. Den dritten Act: die Huldigung des Harems, sieht nur das Auge des Satten und Herren der zahlreichen Schönen.

Es schlägt eben neun Uhr, als ich im Daheim zu Pera wieder vorkahre; das Frühstück wartet meiner. Nach demselben — der Pascha ist auch vom „Handkuß“ zurückgekehrt — macht der erste der Fastenerlösten seinen Besuch: ein uniformirter, ausnehmend schüchternen Türkenjüngling, der vor lauter Respeet (oder innerlicher Christenverachtung?) kein einziges Mal die dunklen Augen aufschlägt und die Fragen des Paschas fast unhörbar und einsilbig beantwortet. Nach Mokka und Cigarette zieht er von dannen, aber er läßt uns eine große Schachtel voll der auserlesensten orientalischen Süßigkeiten da, und so wissen auch wir christlichen Katholiken und Protestanten, daß heute Scheker-Bairam, das Fest des Zuckerwerks ist!



XI.

Allerhand Bairamspoesie.

Solch' glänzendes Festwetter muß man ausnutzen. Der zweite Bairamtag trägt mich mit einem meiner gewohnten jungen Begleiter im Kaik zum Marmarameer hinaus nach Fanaraki oder Fenerbagtsche „den Garten des Leuchtturms.“ Das ist eine lange spitze Landzunge, die sich hinter Kadiköi und der Bucht von Modaburnu ins Meer hinaus reckt, Angesichts der Prinzeninseln. Es ist ein sonniges, ganz ländliches Fleckchen; der schneeweiße Leuchtturm bildet den Vorposten, die ganze Zunge dahinter ist ein blumengestickter Rasenteppich, überschattet von prächtigen Bäumen in schönen Gruppen: Feigen, Platanen, Eucalypten und Oliven. Da und dort eine Laube von Pomponröschen überwuchert, und die Wellen spülen zwischen Kliffgestein zu Ufer, der Hintergrund uns im Rücken ist ein Kranz eleganter Landhäuser.

Kedjeb der Kaikdji hat heute einen Genossen bei sich, der eins der Ruderpaare führt und einen sorgsam eingehüllten Gegenstand hinter sich im Boote liegen hat. Er will nach

Fanarafi, wie wir, und dort musiciren. „Niemand darf an meines Bruders Uffim Läuta rühren, Bey,“ erklärt Redjeb meinem Gefährten, — „und seine Lieder klingen bei uns von Thür zu Thür! In Uwan-Serai, seinem Dorfe nennen sie ihn „Gül hanendé“, „den Sänger der Rosen“.

Ich betrachte mir das interessante Individuum, das mit feierlichstem Ernste die Ruder führt, darauf hin etwas genauer. Ein überschlanke, leicht gebaute Mensch, dessen kleiner Kopf eine breite Stirn mit allzu hohen Brauen und eine schmale, eigensinnig abgestumpfte Nase besitzt. Dazu hellblaue, weit geöffnete Augen, winzige Ohrmuscheln und einen großen feingeschlossenen Mund zu Knabenhaft weichgerundetem Kinne.

„Ein hübscher Junge!“ würde der oberflächliche Betrachter sagen; für mich hat er ein ganz ausgeprägtes Poetengesicht, raschblütig, kindisch, grüblerisch; alles drei vereint. Er ist mit unbewußter Koketterie gekleidet. Sein durchsichtiges Bembejarihemd, klebt bei der Hitze eng um seinen bronzenen Körper; die junge Brust vom langen Halse bis zum gelbseidenen Leibgurt ist frei, das lose Bein Kleid schließt unter dem Knie ab, und der schmale, strumpflose Fuß steckt in Sandalenschuhen. Wie eine Statue im Schleier sitzt er da, schaut mit den hellen Augen an uns vorbei, lächelt, wir wissen nicht, worüber, halb spöttisch, und wenn er die Hand einmal hebt um sich die braunen Haarringel aus der tropfenden Stirn unters Fes zurückzustreichen, fällt ihm der Ärmel bis über den Ellbogen zurück, und ein wahrer Mädchenarm ohne hervortretende Muskeln wird sichtbar.

„Ein Großer, der ins Land der Franken geht zu den „Parisli“, wird ihn mit sich nehmen als Bewahrer des Siegels,“

erzählt Redjeb in der biedereren, rothgeblühten Kattunblouse und den fragmentarischen Pumphosen. „Wirst Du nach „Fransa“ gehen und dort Deine Lieder singen, weil sie in ihrem verfluchten Lande keiner Kaïdji bedürfen? — Sage Deine Meinung Assim-kardasch: mein Bruder.“

„Sus, lafasan!“ — ist Assim's laconische Antwort: „schweig, du Schwäger!“

Damit landen wir in Fenerbagtsche. Assim wickelt seine Lauta aus dem Tuche, nimmt sie in den Arm und entfernt sich nach graziösem Gruße, ohne uns eines Blickes oder Wortes gewürdigt zu haben. Redjeb ergiebt sich dem süßen Keff und der Cigarette; der „Bey“ und ich spielen Schyffe unter den Bäumen. — Ein reizendes Verweilen im Nichtsthun dort, am äußersten Rande des Ufers, wo Blumenwiese und Strand in einander übergehen. Wir heben uns ein paar Stunden lang nicht von den Ellbogen empor, sondern lassen den grünen Rasen unseren Tisch sein für das kühlende Milcheis und bestreuen den Boden recht unschön mit den Hülsen der gesalzenen und gedörrten Pistazienkerne. — Unaufhörlich werden diese beiden Ledeereien ausgeboten; „Don-dur-ma!“ „Fys-tik-ki!“ schreien und krähen die Händler um die Wette.

Ueberall in der Runde fröhliches Picknicken. Ueberall Musik: Lauta und Rohrpfife, primitive Drehorgeln und Singen. Halt! Das muß Freund Assim, der Schweigjame, sein. Da steht er unter dem großen, knospenden Feigenbaume, mehr Statue als je, ein türkischer „Mattenfänger“, zwischen Schaaren von Männern, Kindern und vereinzelt armenischen Weibern, und singt zur Lauta mit einem hellen vibrirenden Tenor. Anscheinend zwang- und kunstlos, aber an den lebhaften Handbewegungen

zwischen den Läuta-Accorden, am langen Pausiren zwischen den Strophen und den impulsiv hervorgestoßenen Einsätzen, dem überhastenden Flusse der halb gesprochenen, halb gesungenen Verse merkt man schon von Weitem, daß er improvisirt. — Ich entsinne mich, ihn zu Uwan-Serai, bei unserem Besuche der Mauern, in einer ähnlichen Situation unter der Brunnenplatane gesehen zu haben. Ja — er improvisirt wirklich! Da haben wir's schon:

„Dort am Strand von Janaraki
Unter Feigen
Ward ich, toller Liebe Sclavin
Ihm zu eigen — —“

„Bravo! aferim!“ schallt es im Kreise, wir klatschen mit, als das Lied beendet ist, und er stimmt flugs ein neues an, diesmal im Schelmenton, denn nun rollt Araba auf Araba heran mit vornehmen Türkinnen, die ihren Feiertag hier draußen genießen wollen. Die „Araba“ sind malerische Fuhrwerke, bunt bemalte Holzwagen auf hohen Rädern, grotesk geschweifte Sitzlehnen, betrodelter Seidenbaldachin, Büffel in der Deichsel, mit wahren Schellenbäumen angeschirrt, Eunuchen auf dem Bocke, oder zur Seite gehend oder gar als Vorreiter. Die Damen auf's Höchste gepuzt, lustig fichernd, von den herzigsten Kinderpüppchen und den ernstesten dienenden Aya's begleitet. Neben den Araba's taucht auch ein elegantes, blau capitonirtes Korbwägelchen auf mit zwei tollen Mytilini-Ponys davor und einem schönen jungen Ehepaare darin. Der Gatte, bis auf das Fez europäisch gekleidet, fährt selbst, die Gattin gesellt sich, während ihr Mann bei den

feurigen Pferdchen zu thun hat, zu einer ganzen Damenversammlung, die in unserer nächsten Nähe, auf kostbaren Teppichen im Grase sitzend, ihrer zu warten scheint.

„Ihre Mutter und Schwestern,“ meint mein Genosse, der ganz bedenklich „süße Augen“ macht, während er mit seiner vollen Länge im Sycomorenschatten liegt, das hübsche, kluge Jünglingsgesicht in der müßigen Rechten. Allerdings ist der Anblick (meine Phantasie sagt natürlich nicht „Mutter und Schwestern“, sondern „Harem“, dessen Favorite die eben Bekommene ist) — wohl „süßer Augen“ werth! Es sind reizende Geschöpfe, zart, vornehm und bestrickend lieblich in ihrer Eleganz mit den Gemmengesichtchen und mandelförmigen, schmachtenden Augen. Sie tragen den verhüllenden Tschamak nicht, sondern hier in der zwangslosen Ländlichkeit nur spinnwebfeine, goldgesäumte Madonnen-schleier über Haar und Mützchen geworfen, in die Stirn hängend und die Pfirsichwangen einrahmend. Dazu weiße Burnusmäntel über weißgestickten, ganz modischen Seidenkleidern in rosa, blaßblau, seegrün und taubengrau, sorgsam nach Alter und Eigenart der Trägerin gewählt, Goldpantöffelchen und lange schwedische Handschuhe. — Sie rauchen und nippen „Scherbet“ und plaudern wie eine girrende Taubenschaar so zierlich und zärtlich mit einander, bis der gestrenge junge Gebieter mit einem fetten Schwarzen im Nachtrabe wieder erscheint und stirnrunzelnd die männliche Wohlgestalt im grünen Grase und Gesichtskreise seiner Schönen bemerkt.

Und da Redjeb noch keine Lust zur Heimkehr verspürt, alldieweil „Affim Kardasch“ à la „Heini von Steier“ zum Tanz im Grünen aufspielen will, verpflichte ich ihn einstweilen für morgen nach Gjub und Riathane-Suju, und

wir überlassen ihn seinem Vergnügen. Eine griechische Segelbarke mit einem geschwägigen „Dimitri“ als Schicksalslenker trägt uns im Fluge nach Galata zurück.

Der dritte Bairamtag, schöner fast als seine Vorgänger und um etliche Grad heißer, sieht mich — (ich ertappe mich wahrlich auf einer förmlichen Wassermanie!) — schon wieder im Kaik; diesmal ein nachdenkliches Philosophengesicht neben mir, und auf dem Wege zum heiligen Ejub. Redjeb ist sehr übelgelaunt und erhebt vor jeder vorbeifliegenden „Mouche“, „Nacht“ und „Barke“ mit festlich flatterndem türkischen Fähnchen ein gellendes Kriegsgeschrei: „Héj! haide, haide! — banabak! bré! — sol tarafda eschek oglu eschek!“ — Die „Efelsöhne“ lachen ihn noch dazu aus, den Wüthenden.“

„Was ist mit Dir geschehen, Redjeb?“

„Mein Sohn hat sich den Ibrik voll heißen Kaffee's über den Fuß geschüttet, Efendi — —“

„Hat er sich verletzt?“

„Blasen so groß wie ein „Beschlik“ (Silberner Fünfpiaſter) — Kismet! weshalb ist mir die dumme Dirne, mein Weib, davongegangen?“ —

„Weil Du sie geschickt hast, Du Thor!“ —

„Bin ich im Unrecht? Bin ich ein Hundesohn, Efendi? Ist es Brauch, daß ein Weib zwei Männern am Halse hängt? Fluch über den Sudji! Fluch über das Weib! — Ich muß es ertragen, aber ich murre, Efendi, denn ich bin ein armer Teufel! —“

Es ist heute nichts mit ihm anzufangen; wir danken Allah und dem Herrgott, als wir ohne Havarie am Hafenuai von Ejub ans sichere Land stoßen.

Wir wollen wandern und dann drunten im Café am Wasser Siesta halten, und Nedjeb mag die Zeit unseres Fortseins für sich selbst nach Belieben ausfüllen.

* * *

Das Wasser dieses Landes berauscht stärker, als fein Wein, und der Türke singt so traurig, weil er's im Grunde zu gut hat in der Welt.

Mein Philosoph theilt mir trockenen Tones diese paradoxe Weisheit mit, während er sein Wasserglas leert, das Mocatäßchen in den Sarf stellt und dem Rahwédji ein durchlöchertes Zehnparastück zurückschiebt. Dann trinkt er, auf dem niederen Binsenschemel balancirend, nach Türkenfittte den Rauch seiner Cigarette in behaglichen Zügen.

Seine paradoxe Weisheit gilt Nedjeb, der langsam vom jenseitigen Südlüdsché wieder zu uns herüberrudert und dazu in den melancholischsten Zammertönen singt. Kein Wunder! Seiner Gattin hat er gesagt: „Verschleierte Dich und gehe, ich scheide mich von Dir!“ Nun ist sie auf und davon gegangen, und er fühlt sich wie ein Kopfloser ohne das hübsche, trozige Ding. Unsere Siesta hat er soeben dazu benutzt, um ein bildschönes Judenmädchen mit langhängendem, perlendurchflochtenem Haarneze zu ihren Festgenossen nach Südlüdsché zu befördern. — Der Himmel weiß, nicht ich, was Israel heute, am letzten Bairamtage, zu feiern hat. Jedenfalls war die schöne Keina aus dem schmutzigen Balat im Putz, und während sie vor einem halben Stündchen zu Nedjeb ins Kaif stieg, hatten ihre Kohlenaugen nicht schlecht in die ehrlichen des Kuderés hineingeblickt. Vermuthlich dachte er dabei an die Aurikelaugen seiner fortgejagten Faifa, und deshalb klagt er nun mit Freund Assim's Poesie:

„Meine Rose, die mir blühte in des Frühlings Tagen,
Warum hat des Gärtners Bursche Dich hinweggetragen?
Ließ im Beet an Deiner Stelle eine Messel sprießen —
Ach, wer mag die böse Messel warten und begießen?“

Der Text des Liedchens ist poetisch und gefühlvoll genug, an die türkische Melodik und Vortragsweise muß sich das abendländische Ohr jedoch langsam gewöhnen. Ich bin so weit gekommen, daß mich das Meckern, Näseln und überlaute Hervorpressen der Töne nicht mehr zum Lachen reizt. Ja, ich habe sogar die seltsamen, eingeschobenen halben Noten in jedem Tacte, das zitternde Verweilen auf diesen in eine Klangfolge gebrochenen Moll-Accorden lieben gelernt. Schon bei Gelegenheit des vorgestrigen Handfußfestes, im Thronsaal von Dolmabagtsche, habe ich mich darüber ausgesprochen. Mich interessirt der barbarische Trillersehrei, der meist mit einem schwach verhauchenden Wehelaute endet. Die Seele fühlt sich unheimlich gepackt davon. Sonderbar genug: dieser räthselhafte Singsang ruft dem Zuhörenden mit intensiver Schärfe allerhand eigene, verjährte Qual zurück, wie jedes Menschenleben, das kein leichtes oder stagnirendes Gewässer ist, deren in sich verbirgt. Und sie wird doppelt fühlbar und dann gewaltsam wieder erstickt inmitten dieser blühenden und leuchtenden Welt Schönheit!

Mein philosophischer Freund und ich rasten also vor dem ländlichen kleinen Café zu Ejub, unweit Bostandjesiskele, der „Landungsbrücke der Gärtnere“, an der stärksten Strömung des Goldenen Horns. Ueber unseren Köpfen breitet eine Pinie ihren flachen Schirm aus, seitwärts buscht sich Terebinthengesträuch; von einem nahen zerbröckelnden Mauerreste her schütten blaurothe Rankenrosen

ihren ganzen Knospen- und Blüthensegnen darüber aus, und irgendwoher duftet es sehr stark nach Melisse und Nardenkraut und echter Camille. Wir sind die einzigen Cafégäste trotz des Bairams und des Judentestes. Uns gegenüber liegen Piri-Pascha und Südlüdsché; hoch oben darüber die baum- und blumenlose Wüste des jüdischen Begräbnißplatzes, unzählige, graue Erhebungen in ödem Felde. Dann geht der Blick weiter bis in himmelblaue Fernen und freut sich an all' den bunten Flaggen und Wimpelchen der Schiffe, dem Bairam zu Ehren, und am Gewimmel der Kähne und Raiks voll farbiger Frauengewänder. Ganz im Vordergrund haben wir die flachen Inseln und Sandbänke unseres strudelnden Fahrwassers, und zwischen den Fächerästen unserer Pinie hindurch sehen wir die mächtigen Cypressenstämme und schmalen, hohen Grabsteine des türkischen, heiligen Bergfriedhofes von Ejub. Wir haben seine steilen Pfade hin und her durchstreift und im Schatten seiner Cypressen, es den Türken gleichthwend, unser Frühstück auf untergebreitetem „Mundtuche“ verzehrt: jungen Lauch, Simitbrot, scharfen grünlichen Landkäse, dazu große, zuckersüße Tassa-Apfelsinen und viel frisches Wasser. In einem der Häuser, wo wir wegen eines Richtpfades Nachfrage halten, bietet man mir im kleinen „Haremlik“, dem Frauengemach, sofort eine ganz eigenthümliche Limonade, die wie stark versüßter Blumen-duft schmeckt, dazu Nachat lokum, den elastischen Zuckerteig. — Von Wein und Bier zur Erquickung nirgends die Rede.

Man bildet sich zum Mäßigkeitsapostel aus unter den Türken und lernt das kühle Maß sehr hoch schätzen, von dem jener Professor der Chemie des trefflichen „Fliegende Blätter“-Wizes docirt:

„Das Wasser ist eine hellklare, durchsichtige Flüssigkeit, welche den Menschen früherer Zeiten als Getränke diente.“

Augenblicklich allerdings interessirt uns der Zustand des blauschimmernden Meerwassers lebhafter, als der Trinksstoff neben unseren geleerten Moccaschälchen. Die Wellen glätten sich; die gelbweiße Wolkenbank, die sich von der Wetterseite unheilrohend zu uns emporgeschoben hatte, ist gegen das Marmarameer hin zerflattert und zerstoben. Also vorwärts zu den „süßen Wassern von Europa“, nach Riathané-Suju!

„Bak sana Redjeb! haide!“ „Hierher!“

Da ist er schon, heute in sommerliches Weiß gekleidet, fast so stattlich, wie des Sultans Kaikdjis. Er führt auch Dsman's, seines wohlhabenden Betters, Kaik, weil das seine in der wilden Festfreude des ersten Bairamtages ein Bischen Havarie gelitten hat. Dsman's Kaik ist ein Schmuckkästchen; an Bug und Kiel hat es geschnitzte Tulpen, gekerbte Kissen und Sterne, an den Seitenwänden sogar vergoldet. Es ist aus Olivenholz und leicht wie ein „Kenad“, eine Bogelschwinge, so versichert uns Redjeb stolz. Er wird auch nicht ruhen, bis er es Dsman abgehandelt hat. (Ein zarter Wink für unsere Batschisch-Großmuth!) Und dann liegt ein gar zu verlockender Teppichstreifen über das Sitzpolster gebreitet, alt und verblaßt, dunkelblaue und grüne Bäumchen nebst gelben Dreiecken und verschobenen Vierecken, die ineinandergreifen, auf pfirsichblüthfarbenem Grunde. Ich hätte den interessanten Felsen gar zu gern daheim an der Wand meines stillen Poetenwinkels. Aber Redjeb stellt sich der bloßen Andeutung gegenüber stocktaub.

Nun fahren wir abermals, und er singt abermals,

mehr zur eigenen, als zu unserer Lust; denn seine Stimme ist keine, die sich des „Entdeckens“ lohnen würde. Allein es paßt zur Scenerie und in die allgemeine glückliche Harmonie. Die griechischen Bootsleute unter Segel, die uns folgen, singen auch „Marghero!“ und „Jorgh! Jorgh! Jorghiakimou!“ und die Judenfestgenossen am Ufer und in den Barken thun desgleichen, und ich als frohgemuthe Deutsche ertappe mich alsbald darauf, daß ich richtig dabei bin, mit der „Voreley“ und dem „unglücksel'gen Weib“ in Redjeb's Klage um seine „süße Seele“ einzustimmen. Nur die türkischen Frauen unter ihren grellrothen und blauen Sonnenschirmen verhalten sich mäschenstill.

Die Fahrt ist entzückend, und, abgesehen von der bekannten Staffage, hat die Gegend etwas traut Anheimelndes, sobald man nicht zurückschaut und sich in das Bild der großartigen Hügelstadt, ihrer Kuppeln, Minarets und Cypressenhaine vertieft. Die Gelände hügelig, Wiesen voll Duft, Blumen und Schmetterlingsgegaufel, kleine Wasserzüge mit schlanken Holzbrücken von Ufer zu Ufer gespannt, Baumgruppen, wie sie Claude-Lorrain's Pinsel verewigt hat, und unter ihnen Bacchantinnen mit üppigen Körpern und verzengenden Augen in ihren Zigeunergesichtern. Sie biegen und schmiegen sich, schwingen das Tambourin schellenklingend über den dunklen Köpfen, trippeln hin und wieder und dann drehen sie sich wirbelnd im Kreise, daß der zerfetzte Schleier fliegt, werfen das Tambourin von sich und singen, auf dem Boden hockend, ein türkisches Liebeslied. Schrill und leidenschaftlich klingt es, dazu klatschen die braunen, kleinen Hände den Tact. Redjeb rudert langsamer; er kennt das Lied des Assim — wer kennt es nicht hier im Volk, das „Kys-scharki“, den Mädchengesang vom „Funken“?

„Du bist der Funke, der die Gluth entfacht,
Das Sternenaug' bist Du meiner Nacht,
Du bist die Woge, die der Mond durchleuchtet,
Der bittre Thau, der mir die Wimper feuchtet!
Gern schlug' ich Wunden Dir, die ewig bluten,
Gern schlug' ich Wunden Dir mit Dornenruthen,
Und rief' Allah an, daß er Dich tödte — —
Ach! — wenn mein liebend Herz mir's nicht verböte!“

Heute sind die Zuhörer meist „Jahudi“. Nur wenig Türken lagern seitab von der Singenden im Grase, und zwei von ihnen, in leichtester Bekleidung, tanzen auch ihren ersten, stampfenden und kreiselnden Tanz zum Tone der langen Rohrflöte, die nach unten in Trompetenform ausläuft, und der kleinen Handtrommel. Im Uebrigen hat der Stamm Israel eine wahre Wallfahrt unternommen. In Schaaren kommen sie von ihrer Begräbnißwüste bergab, in Schaaren lagern sie am Ufer hin, schwazend und gesticulirend, und bevölkern die Kaïfs: Väter in violetten Pelzkastans, Mütter in Seidenscheitel oder turbanartigem Kopfsputz, Söhne mit krummen Nasen und üppigen Korkzieherlocken, Töchter in auffallenden Halbwelthüten oder das Haar von den langen Perlenketten eingefangen. Einzelne wunderbare Schönheiten aus den Legenden des Alten Testaments: Rahel und Ruth, Sulamith und die prachtvolle Judith, welche meines Freundes anziehendes Gesicht besonders aufs Korn genommen hat. Kinder sind dabei, die selbst des Herodes böse Kriegsknechte sicher verschont hätten, wahre Engelchen! Und das vergnügt sich Alles in der lebhaftesten Ungezwungenheit, ißt rohe Zwiebel, buttrigen Kuchen, grellgefärbte Zuckerwaare, plärrt zu Drehorgeln und Dudelsäcken und freischt vor Lachen über die Fragen und den Hebräerwitz der bezahlten Spaßmacher.

Seitwärts von einer dieser geräuschvollen Gruppen unter einem knorrigen Baume mit weichgrauen, hängenden Blättern sitzen zwei alte Männer, weißbärtig, die dünnen Hände um ihre Knie gefaltet. So starren sie vor sich hin, ohne ein Wort zu tauschen, tiefe Trübsal in den ehrwürdigen Gesichtern. Als wir vorüberkommen, hebt der Eine gerade die Linke und zeigt zum öden Kirchhofe empor. Wen mag er heute dort begraben haben? Welch' trauriges Schlafen in jener Wüste nach einem Leben in Verachtung und Knechtschaft. Wie die Juden an den Wassern Babylons, so schmerzerfüllt sehen die beiden Alten aus, abgesondert von der Lust ihrer Glaubensgenossen.

Merkwürdig, wie mich die „süßen Wasser“ anheimeln und mir sogar unsere niederdeutsche, lieblich einförmige Ebene der üppigen Flußmarschen vor Augen führen mit ihren prangenden Wiesen und niederen Höhenzügen und herrlichen Baumgruppen, wie ich deren bis jetzt nie schönere gesehen habe, als eben bei uns daheim. Ruysdael'sche Landschaft, Doré'sche Menschengestalten, Hildebrand'sche und Rottmann'sche Farbengluth in Luft und Wasser. Paradiesisch, vollkommen in seiner Art. Vorbei an des Sultans Kiosk im Schweizerhausstyl (wie dies biedere Landhaus Einem urplötzlich Heimweh macht!), und da haben wir den grünen Wiesenplan mit seinen kleinen Restaurationsbuden, in denen sich geronnene Milch und Reisspeise aneinanderreihen, mit den ambulanten Kohlenbecken der Kahwédji's und den Eselchen die blumenbefrängte Wasserschläuche tragen. Abgezäumte Pferde weiden friedlich; ihre Reiter lassen sich in Ermangelung Anderer die schönen Judenmädchen zum Rosen und Lustwandeln gefallen, falls sie Europäer sind. Die spärlichen

Türkinnen verlassen ihre Wagen nicht, und die Türken geben sich in stolzer Zurückhaltung bei Tabak und Kaffee dem Keff hin.

Einen von ihnen, einen stattlichen Officier, reißt mein Freund aus diesem seinem angenehmen Dämmerzustande und ersucht ihn, uns Gesellschaft zu leisten. Natürlich darf man die angebotene Cigarette nicht ausschlagen, hier im Freien, fern der Civilisation, und die Moccaschälchen werden zweimal frisch gefüllt, während Hassan-Bey, der lebenswürdige Capitain im Geniecorps, sehr gewählt und bilderreich plaudert und für mein mühsam gestammeltes Türkisch die Geduld eines Heiligen zeigt. Als aber Israël in ganzen Schwärmen immer engere Kreise um unsere türkisch-deutsche Dase zieht, schlägt Hassan-Bey einen „Gesmé“ vor, einen Spaziergang. Unser Redjeb schläft derweil im Kaik. — Obwohl der Kahwédji uns beim Barte Mohammed's schwört, der Park Seiner Majestät sei allem Publikum verboten da eine Sultane darin verweile, läßt sich Hassan-Bey den Gärtner kommen, und gegen ein anständiges Bakschisch öffnet der „Bagtschebán“ uns ohne Weiteres die Pforten zu seinem Eden.

Wieder Deutschland, nur daß wir keine marmornen Märchenschlösser in unsern Parks haben und keine Wehre im Flusse aus lauter entzückenden durchschimmernden Marmor-muscheln, über die das Wasser als breiter Silberkamm hinunter-rauscht und eine breite Marmorbrücke ohne Geländer an-jenseitige Ufer führt. An diesen Wehrtreppen der Pavillon des Kiosks, auch in dem edlen schneeweißen Steine mit den zartesten Meißelzierrathen und geschweiftem, pagodenartigem Dache. Innen wunderhübsche Blumen und Landschaften, von einem türkischen Künstler gemalt. Der Park ganz

heimisch. Dunkle Schattenalleen, weite Rasenflächen, eine Ueberfülle unserer lieben, blühenden Ziersträucher: Roth- und Weißdorn, spanischer Flieder, Goldregen, Rhododendron und Rosen. — — Ganze Cascaden, ganze Teppiche von Rosen; und Nachtigallenschlag — sinnverwirrend!

Der Bagtichèban weicht nicht von meiner Seite und erklärt mir jeden Strauch, als er sieht, wie sehr mich seine Zöglinge interessiren. Schließlich muß ich seinem Pflücken und Schneiden Einhalt gebieten, denn zur Flora, in die mich sein Riesenstrauß verwandelt, fühle ich mich zu bejahrt.

Die Rückfahrt ist eine Fortsetzung und Verdichtung all' der heiteren Bilder im wahrsten Sinne des Wortes. Die Gruppen alle noch bunter und froher im sinkenden Sonnenschein. Musik und Gesang aller Orten, Lachen und Tanzen, farbige Tücher, mit einfachem Abendbrot darauf servirt. Wettsegeln und Wettrudern. — Redjeb giebt sich einen mächtigen Schwung. Sein weißes Hemd flattert zurück, bis zu den Schultern fast wird der Oberkörper frei in seiner braunen Nacktheit von der Farbe der gebrannten Siennaerde. Man meint, das frische, warme Blut des kraftstrotzenden Menschen hinter der röthlich-dunklen Haut strömen zu sehen. Alle Kaïfs überflügelt er, und in seinem ruhigen, groß geschnittenen Gesichte funkeln die Augen und blißen die Zähne.

Die Muezzin's haben schon gerufen — die Sonne will sinken, der feine Silberton der Luft über der herrlichen Hügelstadt verkehrt sich in zartes Rosenroth und dann in durchdringenden Purpur. Die Kuppeln, die Fenster alle, der glatte Marmor der Paläste spiegeln es wider, zwischen die regungslosen Cypressen drängt es sich und hebt sie noch schwärzer, noch hehrer heraus, das uralte Stadtgemäuer

mit feinen Bogen, Zinnen und Thürmen überflammt es und wirft einen Gruß auf die blauen Wasser, die um den Leanderthurm und die asiatische Küste schmeicheln. Jetzt ruht der Feuerball zwischen den vier Minarets der Hagia Sophia; wie Blut rinnt es von ihm auf die ungeheure Kuppel und den Wolkenstreifen dahinter — dann stirbt all' der Glanz, Seegrün und Veilchenblau mischen sich am Horizont. Weiß schwimmt die Mondsichel jenseits über dem Berge Tschamlidscha. Wir winden uns geschickt zwischen all' den Schwärmen heimsteuernder Fahrzeuge hindurch und landen bei Kassim-Pascha, wohl dem berühmtesten und ungesundesten der Constantinopeler Stadtviertel, wenn man nicht etwa dem Balat den Vorrang lassen will, wo ein Gemisch von Juden und Zigeunern im scheußlichsten Schmutze vegetirt, den die Phantasie sich nur immer ausmalen kann, und die stinkenden Baracken, die schlammigsten und staubigsten aller Straßen überfüllt. Kassim-Pascha giebt dem Balat jedenfalls wenig nach. Es zieht sich steil bergan, Türken, Bagabunden, Sectirer, weiblicher Abschaum, schmutzige Derwische, Straßenräuber beleben es. Ein trüber Bach wälzt sein pestathmendes Gewässer zwischen den schmalen Steigen der Hauptverkehrsader hin. Widrige und unheimliche Gestalten begegnen Dir, und Du hast das böse Gefühl, als würden sie Dich einfach von hinten niederstoßen oder geradeswegs in die ekelhafte Moderfluth werfen und ihre Esel und Karren über Dich hinweggehen lassen. Weichst Du ihnen nicht sofort aus, dann wehe Dir! Ueberall springen Mauertrümmer, düstere Grabstätten, kleine Moscheen vor. Die Häuser sind lauter Spelunken, die Verkäufer des kleinen Bazars sehen wüst aus, die Weiber schamlos, die Reit- und Lastthiere ungepflegt, miß-

handelt, der angeborenen Thierliebe des Türken zum Troz. Ich gehe wirklich mit Zittern; mein Freund hat mir diese Sehenswürdigkeit; eine wahrhaftige fortgesetzte Schreckens-
kammer, nicht vorenthalten wollen. Der Bairam hat hier andere Wirkungen, als in Stambul und Niathané. Wilde Reiter sprengen peitschenknallend unter brüllenden: „hej!“ und „jahu!“ mitten durch das Wasser des Baches, der den Namen „Bal-su“, Honigfluth, nicht im Geringsten verdient. Raum, daß ich mein Kleid vor der spritzenden Schlammbrühe schützen kann. Gerade vor mir schwankt ein völlig betrunkenener Haltloser, dem das rothe Fez einen besonders thörichten Ausdruck verleiht, hoch zu Roß desselben Weges, ganz ungeleitet. Sein Thier capriolt zum Entsetzen. „Allah wird wissen, wo er morgen mit zerschelltem Schädel liegen mag,“ sagt mein Begleiter kühl und hilft mir über ein lächerliches Ding von Steg balanciren. Gottlob, hier ist das christliche Tatabola, und dann liegt Pera im zarten Lichte des jungen Mondes vor uns. In den Straßen ist's hell; im Hause der Freunde harren heitere Gäste, und die schönste Melodie aus der „Cavalleria rusticana“ klingt mir, von Meisterhand gespielt, schon aus der Ferne zum Willkommen entgegen.





XII.

„Rufai“.

Die „Rufai“ heulen wieder in Scutari, heute zum ersten Male nach dem Ramasan. Sie werden selbstverständlich dazu hinüberfahren wollen?“

„Zu den Derwischen? und bei dieser Tropenhitze? Man hat eigentlich über die Heuler schon allzuviel gehört und gelesen, Pascha; was sieht und hört man noch Neues?“

„Jedes Auge schaut, und jedes Herz empfindet verschieden, Sie sind weder Theophile Gautier, noch der Verfasser eines Reisehandbuchs. Sie werden ohne Zweifel selbstständige Entdeckungen machen, und ich werde Ihnen einen Begleiter geben, der Türkisch redet.“ —

Diese kleine Unterhaltung findet an einem gluthschweren Maimorgen zwischen meinem Wirth und mir statt, und damit ist das Nachmittagsprogramm festgestellt. Zum Zwölfuhr-Dampfer finde ich mich im Schutze einer türkischen Uniform an der Galatabrücke ein, und unser Schiff, dessen erster Platz ganz leer ist, durchschneidet die blauen Wogen des Bosporus. Die Reisefremden pflegen

erst eine Stunde später von Constantinopel nach Scutari aufzubrechen, und das ist's, was wir gerade wollen. Drüben nehmen wir ein hübsches Mohadjirwägelchen, und so geht's vorwärts im Trab, vorbei an der Bojuk-Djami, der großen Moschee, die nur zwei hohe Minarets hat, am Brunnen vorüber, dessen Dach von Tauben belebt, dessen Gitterwerk von schwefelgelb blühenden, herrlich duftenden Theerosen berankt ist, am Trödelmarkt entlang und dann die Bergstraße aufwärts, an der die Achmed-Moschee und das Kloster der heulenden Derwische, das Tété, liegt.

Wie wir all' die Höhen und Tiefen, Wasserlöcher und spitzen Steine dieser Bergstraßen bewältigen, mir wird's ewig eine ungelöste Frage bleiben. Sitze man nur in solch' einem verteufelten, federlosen Wägelchen, auf schmalen Bänken, die einander so nahe gegenüberstehen, daß sie bei ihren Inhabern keine Knie von Fleisch und Bein, sondern solche von Luft oder mindestens von nachgiebigem Kautschuk voraussetzen. Das ist ein Hopsen und Stoßen, um die ganze menschliche Leibesconstruction durcheinander und aus den Fugen zu schütteln!

Unser guter Humor jedoch und unsere beiden wiehernden Apfelschimmel tanzen spielend über all' diese Hindernisse hinweg, bergan. Den Pferden fliegen die Mähnen um den Hals; die blauen amuletttragenden Perlketten schlagen lustig gegen den grauweißen Atlas der Haut; hinter den gespitzten Ohren prunkt der Melkenstrauß, und der zornmüthige Rosselenker, der „Arabadji“, schreit sein anfeuerndes: „haide, haide!“ fast ununterbrochen.

Der Tag ist in Wahrheit tropisch. In wolkenloser Bläue lacht der Himmel; fast über jedes Dach breiten sich blüthenreiche Akazienzweige, fast von jedem der zierlich

geitterten Balcons, die hölzerne Strebpfeiler, schattenwerfend, stützen, nicken Glycinenranken, deren Blätter von der Ueberfülle ihrer helllila Blumentrauben erdrückt werden. Reizend heben diese schönfarbigen Gewinde das Perlgrau der stillen, alten Türkenhäuschen hervor. Alles Duft, Sonnengluth, Beschaulichkeit und malerischer Verfall. Uns zur Seite jammert und winselt ein steinalter Bettler, ausfällig und fingerlos, das linke Auge verbunden. Er tritt unseren Pferden in die Hufschläge, und der Arabadji dürfte kein Muselman sein, wenn er die hagere, von grauisigen Lumpen nur lose umhängte Elendsgestalt überfahren hätte. Nein, er ruft seinen Pferden: „dur!“ und das Wägelchen hält, bis wir unseren Piafter mit etlichen Para zugleich in den verbeulten Blechtopf geworfen haben und der Alte uns seinen Dank nachmeckert: „Noch tausend gesegnete Tage für euch, wie dieser Tag!“

„Ein herrlicher Wunsch für einen herrlichen Tag, wie der heutige.“ bemerke ich. „Wenn's nur nicht so schwül wäre. Der Arme dort hinter uns, der unserem Behikel schon seit Scutari per pedes apostolorum folgt, denkt sicherlich anders.“

„Weshalb arm? Er wandelt zu seinem Vergnügen; er fürchtet das Ungeziefer in den Wagen,“ entgegnet mein Beschützer, und er hat augenscheinlich Recht. Unser Hintermann sieht keineswegs bedürftig aus, vielmehr wie ein frisch importirter Pariser Boulevardier: eleganter, rahmfarbener Kragenpaletot, kurzes Silberknopfstöckchen, Knopflochblume und sogar den wohlgebürsteten schwarzen Cylinderhut über dem zwickelbärtigen Gesichte. Ein komisches Reisehabit zum Besuche der heulenden Derwische. — — Steiler und steiler wird die Straße; hier ist die Achmed-Moschee, dort dämmern

schon die Riesencypressen des Kirchhofes, das Minaret eines zierlichen Moscheehens dazwischen, nun haben wir unser Rufai-Téké erreicht.

Das liegt weltabgeschieden und anmuthig, sein Dach von hellgelben, in Büscheln blühenden Bankfiaröschen überwuchert, hohe Baumkronen dahinter, tiefster Friede rings umher und süßestes Nachtigallenflöten allerorten.

Wir treten in den bescheidenen, mit Matten und Teppichen belegten Vorraum ein. Da hockt schon ein Häufchen andächtiger Moslims. Sie rauchen schweigend den langen Tschibuk, trinken ihren Kaffee mit hörbarem Schlürfen und küssen dann und wann einem der vorübergehenden Rufai-Derwische ehrerbietig die Hand. Die Derwische machen sich vor dem Gottesdienste noch allerorten zu schaffen in ihrem Heim. Sie tragen schlichte Tuchkaftane, dazu niedrige, steingelbe Filzbarretts mit Turbantüchern umwunden. Geräuschlos wandeln sie hin und her; ihren Gesichtern ist der Ausdruck frommer Sammlung und strenger Ascese aufgeprägt.

Einen von ihnen, jenen schönen, sanften „Christus“, habe ich vor einigen Wochen einmal in Stambul einreiten sehen auf seiner Eselin, und nachher that er den Gebrechlichen am Moscheebrunnen den Liebesdienst der Fußwaschung zum Abendgebet. Heute ist er selbst ein Leidensbild; er gleicht dem bekannten und berühmten Christuskopfe auf dem Schweißtuche der heiligen Veronica. Von den übrigen Derwischen wird er mit Auszeichnung behandelt, fast wie ein Heiliger, auch seine Kleidung ist vornehmer, als die ihrige. Ganz wie damals beim Eselritt: gelblicher Tuchkaftan, weißes Untergewand, die befransten Enden des schwarzen Flor-turbans auf die Schulter sinkend und sich mit den dunklen Locken des Scheitels mischend.

Er begrüßt uns mit ernster Freundlichkeit, bietet uns zunächst die niedrigen Sitze und darnach in eiserner Eisenzange die glimmende Kohle zur Cigarette. Dann gleitet er in den Hintergrund zurück. Dort kauert vor dem Feuerkorbe ein riesengroßer, schwarz gekleideter Neger und bewacht auf glühender Asche den blanken Ibrük mit kochendem Wasser und mehlfeinem Moccapulver darin. Als der einzige dunkle Fleck hebt er sich aus dem Lichte des hellen Gemaches heraus. Ein Mulattenknabe, gleichfalls in der Derwischmütze, geht ihm zur Hand, und mein „Heiliger“ selbst reicht mir den fertigen Kaffee.

Nachdem diese Erquickung genossen ist, winkt ihr Spender uns und öffnet uns — die übrigen hereinströmenden Fremden unbeachtet lassend — die Thür zum Innern des Téké, wo die Ceremonie vor sich gehen wird. Was er auch thut, Alles geschieht mit den weichsten und leisesten Bewegungen; nichts gemahnt daran, daß wir einen Repräsentanten des crassesten Religionsfanatismus vor uns haben. Auf einer kleinen, von den übrigen abgetrennten Gallerie weist er uns Sitzplätze an, öffnet das Fenster hinter uns und verläßt uns so sacht, wie er mit uns eingetreten ist.

Wir sind nun vorläufig die Einzigen hier drinnen. Wie friedeathmend, wie lautlos ist's um uns her. Die Sonne spielt herein; der warme Wind trägt uns aus dem Garten die wonnigsten Blumendüfte zu; Ranken und Reben nicken ins offene Fenster — nun beginnt im nahen Rosenhag eine Nachtigall zu locken, weich und sehnsüchtig. — Wir haben volle Muße, unsere nächste Umgebung zu betrachten. Die Halle, in der wir uns befinden, ist nur mäßig groß, sauber und ländlich-einfach ausgestattet. Sie hat starke Anklänge an unsere alten schlichten Dorfkirchen,

nur mehr Farbenreichthum. Ein offener Säulengang zieht sich an drei Seiten hin, die vierte bleibt frei für die Altarnische, den Mihrab. Ueber dem Säulengange zu zwei Seiten offene Gallerien, die dritte hat Gitterungen für die zuschauenden türkischen Frauen. An allen drei Gallerien hin hängen große, schellenlose Tambourins, der Plafond ist maigrün gemalt und hat blaßgelb gestrichenes Gebälk. Der Fußboden ist, an Stelle der üblichen Gebetsteppiche, mit schwarzen und weißen Schaffellen belegt. Mir gerade gegenüber vertieft sich in der vierten, gallerielosen Wand die Mihrabnische, flankirt von zwei anscheinend sehr kostbaren Teppichen, dunkler Grund mit eingewirkten Koransprüchen. Andere Sprüche, gerahmt und ungerahmt, bedecken den Rest der glatten Wand; die Mihrabnische ist mit merkwürdigen alten Waffen behängt, Dolchen, Säbeln, Beilen und Hellebarden. Dem Gerüchte nach verschlingen die Kasai-Derwische auch Schwerter und Feuerflammen zu Allah's Ehre. Gesehen habe ich's nicht. Vor dem Mihrab Leuchter mit mächtigen Wachskerzen, Gebetsteppiche, gefüllte Wassergefäße, gebündelte Kleider von Kranken zum Weihen und Segnen durch den Scheikh, und flache Schalen mit Weihrauchföornern.

Jetzt drängen sich Fremde und Landeskinder herein, poltern zu den Gallerien hinauf und bleiben im Säulengange. Die Frauen im Dschamak und Tschartschaf pressen ihre Gesichter gegen die dichte Gitterung. In unsere idyllische Zweifamkeit am offenen Fenster bricht plötzlich der elegante Boulevardier mit Zwickelbart und Knopflochblume herein und setzt sich schlankweg neben mich. Er stellt sich sofort als „homme de lettres“ vor und beginnt mich so ungezwungen auszufragen, als ob wir schon etliche Scheffel

Salz mitſammen verſpeiſt hätten: — Ob ich nicht in der Normandie, in Evreux, zu Haus ſei? — „Nein.“ — Ob wir nicht lezthin im Théâtre français Logengenoffen geweſen ſeien? — „Auch das nicht.“ — Ob ich Luſt habe, morgen am Selamlit im Yildiz-Kioſk theilzunehmen? — „Danke, nein.“ — Monsieur — (mein legitimer Beſchüzker) ſei ihm ſehr willkommen — Platz ſei in ſeinem Wagen — und ſo fort, ein Geſchwätz, dem ich die Antworten größtentheils ſchuldig bleibe. „Je m'ennuie à mort en Turquie, Madame!“ bekennt der homme de lettres in edlem Freimuth, und da dies Bekenntniß meinen Gefühlen gerade entgegenläuft, bringe ich den Läftigen mit einer Halblinksbewegung zum Schweigen und ſeße mich darauf an die andere Seite meines Begleiters in Uniform und Fez. Meine Gedanken und Blicke concentriren ſich auf die Derwiſche und ihre Gottesverehrung.

Da unten wird's intereſſant. Einzelne, paarweiſe, in Trupps löſen ſich türkiſche Soldaten und hübsche Kinder aus dem Zuſchauerkreiſe, treten grüßend in den geweihten Ring und laſſen ſich dort in Reihen an den Schaffellen nieder. Die Mehrzahl der Kinder ſieht leidend und ätheriſch aus, alle aber ſchauen ſo lebhaft umher wie muntere Vögelchen. Dann tritt die Derwiſchſchaar mit ihren Akoluthen, den Helfern der niederen Grade, ein. An der Spitze des Zuges ſchreitet mein ſchöner Märtyrer, hinter ihm der rieſige Neger, neben ihm ein höchſt beſliffener Akoluth mit dem Geſichte eines Tobſüchtigen eben vor dem Ausbruche ſeines Wuthanfalls. Dieſer entſetzliche Ausdruck bleibt während des ganzen Gottesdienſtes wie verſteinert auf der häßlichen Mongolenfräße des Mannes haften.

Die Religionsübung beginnt. Unter endloſen Gebeten

stehen, knien und liegen sie auf ihren Schaffellen. Der Vorsänger im grünen Turban und von mädchenhaft feinem Aussehen intonirt hell und vibrirend: „Allah ekbér!“

„Allah ekbér!“ wiederholt die Versammlung in dumpfem Gemurmel. Der häßliche Akoluth bleibt in steter Action. Bald diesem, bald jenem der Derwische küßt er unter den Gebeten die Hand, er verlegt, offenbar nach vorgeschriebenem Systeme, die Schaffelle und heißt die türkischen Soldaten bald zur Rechten, bald zur Linken treten. Er ermahnt die Kinder, die verstohlen lichernd im Halbkreis kauern und bei seinen Worten scheu erröthend die entzückenden seidnen Wimpern auf die runden Wangen senken. Er trägt mit des Negers Hülfe Tambourins, messingene Becken und glockenförmige Handtrommeln herbei, die mit starken Lederriemen geschlagen werden; er entzündet den Weihrauch, der nach Hammeltalg riecht, auf der flachen Schale, und als die bläulichen Wölkchen sich emporkräuseln, erhebt er mit seinen Brüdern und Oberen die gespreizten Hände zum Glaubensbekenntniß:

„Allah ekbér! Ashadû ann 'lâ ilâha illâ 'llah! Ashadû ann' Muhammed rasûlu 'llah!“

„Gott ist groß! Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Gott! Ich bezeuge, daß Mohammed der Prophet Gottes ist!“

Der bejahrte Scheikh ist vor dem Glaubensbekenntniß eingetreten. Einer nach dem Anderen naht sich unter tiefen Verbeugungen, um ihm die Hände zu küssen. Seine Akoluthen gruppiren sich um ihn her zu beiden Seiten des Mihrab. Erneute Gebete, Segnungen, Hymnen auf den Propheten. Vorbeter und Vorsänger wechseln rhythmisch ab, der Scheikh nâselt dumpf und eintönig dazwischen. Draußen schlagen die Nachtigallen und schmetternd mit sieghafter Gewalt — — in der Ferne erhebt ein Esel seine ohrenzerreißende Stimme.

„Das Vieh hat ja so recht!“ sagt dort unten im Fremdenpublikum ein Witzbesliffener, und ein paar Dankbare lachen herzlich über den „Schlager“. Der Pariser biegt sich um meinen Begleiter herum und zischelt mir zu: „Quelle farce, Madame! on dirait: les Bouffes!“ Ich schweige und rücke noch weiter fort. Mir geht in jeglicher Art von Gottestempel der Sinn für Komik verloren. Ich sehe auch hier kein Operettenmotiv für die lustigen „Bouffes Parisiennes.“ — Im Gegentheil.

Unterdeß hat der hünenhafte Negler die vorhin mit dem Akoluthen zusammengetragenen Musikinstrumente unter seine Gefährten und die Umsitzenden vertheilt. Fanatisch fängt er an, in diesem erregten Kreise von türkischen und arabischen Chodjas, Landleuten und Militärs zu werben: auch sie sollen sich thätig an den frommen Uebungen erweisen. Einer der Akoluthen, zur Linken des Scheichs neben dem Mihrab, hat sein süßes, dreijähriges Bübchen aus dem Hintergrunde des Säulenganges geholt und zwischen seine emporgezogenen Kniee gestellt. Das liebe kleine Geschöpf im rosageblühten Entari-Röckchen, Troddelkappchen und feuerrothen Babuschchen steht kerzengerade da, blond, rosig, unschuldig und schaut, wie vom sicheren Hasen aus, ernsthaft und furchtlos mit seiner kleinen Türkenwürde auf das wilde Gebahren vor seinen Blauaugen.

Die Derwische verharren in langer Reihe dem Mihrab gegenüber. Eine betäubende Musik setzt ein. Nein, nicht Musik; eine höllische Disharmonie. Beckengeklirr, Lederriemengetrommel, Fingerpochen gegen die großen Tambourins und dazu das Durcheinander menschlichen Plärrens, Murmelns und Rufens. Die Kinder sind natürlich am aller-eifrigsten, und ihre reinen Stimmchen perlen in das regellose

Klangchaos hinein wie frische Regentropfen in den trüben hochgehenden Waldstrom. Ein tiefbrauner Araber, in weißem Kaftan und Fez auf geschorenem Haupte, setzt sich in die Mitte des geschlossenen Circels und singt, unbekümmert um den wüsten Lärm, eine ernste, choralartige Weise. So viel ich weiß, ist es die der „Bordäh“, eines hochpoetischen Lobliedes auf Mohammed:

„Anbetend durch den Aether sinken Sterne vor Dir!
Der Silbermond verhüllt sein lächelnd Antlitz vor Dir!
Erröthend neigt die Sonne sich zur Erde vor Dir!
Und Mecca's Pilger nähren sich vom Staube vor Dir!

Des Singenden prachtvoller Bariton ergeht sich in goldklaren Tönen und feierlichem Ausdrucke. Die sehr bestimmte Melodie beherrscht alle anderen Laute von jungen und alten Lippen, das unablässige „Allah ekbér!“, das hundertfältige „Amin! amin!“

Allgemach senkt sich eine grenzenlose Schwüle auf das Menschengedränge im knappen Raum, das Getöse der Instrumente macht die Luft zittern. Wohl werden die Fenster aufgerissen, trotzdem kriecht eine förmliche Markose lähmend über unsere erschlafften Glieder und fremdartig erregten Sinne hin, und läßt Phantasie und Wirklichkeit, Geschautes und Vermuthetes sich wie einen Hexensabbath durcheinanderwirren. Nur zuweilen jauchzt von draußen ein Nachtigallentriller erlösend in das Gewoge hinein „auf des Rosenduftes süßer Schwinge“, wie der persische Liebesdichter reimt.

Immer noch mehr Tambourins werden vertheilt. Woher nimmt der Koluth in aller Welt den neuen Borrath? Ich zähle ungefähr fünfzig und einige. Der große Neger, das schwarze Gesicht von Schweiß blank polirt, taumelt rollenden

Auges wie ein Schwerbetrunkener von Einem zum Anderen, beide Hände voll dünner Leinenkäppchen, den „Takia“.

Er drängt sie den umherstehenden Männern aus dem Bolke auf und reicht sie den Derwischen dar, die ihre Turbanmützen abnehmen, andächtig küssen und dann mit den weißen „Schweißhauben“ vertauschen. Damit beginnt endlich der Haupttheil dieser aufregenden Gottesanbetung; das Corps der fanatischen Heuler hat sich organisirt. Die Freiwilligen bilden Kette mit den Kufais zusammen.

Schleifenden Drittes bewegt sich der Scheikh, ein feiner Graubart, sehr klein und zierlich gebaut, gegen die lange Reihe der Heuler hin, nimmt vor ihnen Platz und betet wieder mit leiser Stimme. Auch der mädchenhafte Vorfänger singt schwach und begleitet so den Araber, der sich erhoben hat und, das Haupt gen Himmel gerichtet, die Arme über der Brust gekreuzt, sich in höher schwebenden Molltrillern in jäh aufschnellenden und abstürzenden Cadenzen ergeht. Concentrirte Leidenschaft! Er singt eine lobpreisende Kasside, eine Art Ghafel auf Saïd-Ahmed-Kufai, den Stifter des Heulerordens:

„Es dringen — durch meine Lippen Deine Feuerflammen,
bis auf den Grund mir!

Es klingen — in meinem Ohre Schwert und Schwert zusammen.
— Ich werde wund Dir!

Es ringen — Gebet und Furcht vor meines Mundes Pforte:
Dein Blick verzehrt mich!

Es singen — in meinem Herzen Geister Ruhmesworte:
Mein Lied verklärt Dich!“

Derwische und Soldaten — Alle, die in diesen Taumel hineingerissen sind, neigen sich tactmäßig in den Hüften, Schulter an Schulter gedrückt, von einer Seite zur andern,

wie windgeschüttelte Schilfstauden. Dumpf, in halb bewußtlosem, mechanischem Gesang, murmeln sie ohne Pause zu den köstlichen Tönen der Lobpreisung:

„lläh — il — lah — lläh lläh — ja hou!“

Allmählich wird das Gemurmel zum Grunzen, das Grunzen zum Wehgeheul, das Wiegen und Beugen der Körper zu zuckenden Verdrehungen und krampfhaftem Vorwärtsschleudern des Oberleibes und der Gliedmaßen.

„lläh — — lläh — ja hou!“ Anderes unterscheidet das Ohr nicht mehr, und die Kinder, die rechts und links von den Frenetischen in ihrer hockenden Stellung auf den Lammfellen geblieben sind, pochen mit ihren kleinen Händen unermüdlich gegen die Tambourins und wiegen sich hin und her gleich den Erwachsenen, nur mit rührendem, spielerischem Ungeschick. Das Lachen auf den Gesichtchen Aller ist erloschen, großäugig, erblaßt rufen sie ihr singendes: „lläh! iläh!“ wie Sene.

Von Minute zu Minute steigt die Ekstase. Sie umbraust uns wie ein tosendes Meer. Der Neger schlängelt und windet sich, winselt wie ein getretener Hund, krümmt sich zur Erde, schießt empor wie eine gereizte Cobra neben meinem bleichen Heiligen. Ein Schaumstreif tritt zwischen seine Wulstlippen; er feucht, schnaubt und heult fein:

„ja hou! houhou! hou! — — hou!“

Nichts als das. —

Bestialische Töne, wie sie gefangene Raubthiere hinter den Käfigstangen ausstoßen. Die Andern keuchen, schnauben und heulen mit ihm, Becken klirren, Trommeln rasseln, das hastige Pochen gegen die Tambourins wirkt wie des Teufels Pulsschlag. Der Araber singt dazu ruhig und feierlich seine perlenden Töne; jetzt wieder aus der Bordah.

Hier stolpert Einer, da reißt sich der Zweite den Kasten über der haarigen Brust auseinander, da macht ein Kopf mit blödsinniger Miene wackelnde Zwangsbewegungen. Mein schöner Heiliger wirft sich hin und her wie unter Geißelhieben, gebrochenen Auges, wachsweiß bis in die schmalen, schmerzlich verzogenen Lippen; zum Zerspringen blähen sich die Flügel der zartgebogenen Nase. Schweißtriefend ringt er nach Athem; den Kasten hat er längst von sich geworfen, nur noch das lange, weiße Untergewand umflattert ihn und legt sich nach und nach schwer und feucht wie eine zweite Haut an seinen krampfhaft arbeitenden Körper. — Wenn das „Haarsträuben vor Grausen“ keine Fabel ist, so sträubt sich mein Haar sicherlich.

Denn das Geheul hat sich in rauhes Wuthgebrüll verwandelt. Aber keiner der Unsinnigen sinkt in Ohnmacht, oder stürzt mit gellendem Schrei in Krämpfen vornüber auf sein Angesicht, wie es alle Berichte einstimmig melden. Eine Phase im Gottesdienst jedoch lassen sie dafür, sonderbar genug, unerwähnt. Sie sagen kein Wort davon, wie der Akoluth, der nicht mitgeheult hat, herantritt und den Tollhäuslern frisches Trinkwasser in klaren Gefäßen zeigt, gerade dann, wenn die aberwitzige Erregung ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Welch grausame Prüfung! Die Gesichter starren auf die blinkende Labe voll Abscheu, Sehnsucht, Entsetzen, oder mit dem Ausdruck höchster, lechzender Durstesqual. Nicht Einer unterliegt der Versuchung. Weiter getobt im Irrwahn solcher Religionsübung.

Dort aber, vor dem Mihrab, dreht sich ein zartes Kind, ein sechsjähriger Knabe im hellen Kasten, wirbelnd um die eigene Achse, während die Kufais und ihre Verbündeten zur Ehre Allah's brüllen wie gereizte Tiger. Die erhobenen

Händchen streckt es wagerecht von sich, das Gesichtchen in der Derwischmütze lehnt es gegen die linke Schulter zurück und hält die schwarz gesäumten Lider fest geschlossen. Volle fünfunddreißig Minuten, nach meiner gut gehenden Uhr, kreiselt dies Knäbchen, das „ein Gelübde gethan hat“, graziös, sinnlos mit wachsender Geschwindigkeit und ohne eine Secunde des Rastens. Von Zeit zu Zeit öffnet es die nachtdunklen Augen groß und stößt ein schrilles, flehendes „Allach! — ja medéd“ aus, „Allah, o hilf!“ Endlich schwankt der kleine Körper. Mit ausgestreckten Armen springt der Akoluth darauf zu, fängt ihn auf und läßt ihn sanft zu Boden gleiten. Da liegt er ohne Lebenszeichen, lang hingestreckt, nur die Brust arbeitet sichtbar.

Das Geheul ist verstummt. Unter die Menge der Neugierigen kommt Bewegung; die überwiegende Mehrzahl verläßt eilends die heiße Halle, und von draußen dringt das Rollen der Wagen zu uns wenigen Zurückbleibenden herein. — Die Derwische weichen, hinter sich tretend, langsam gegen die Säulengänge zurück, kreuzen die Flachhände unter dem Kinn und würden den Eindruck Starrsüchtiger machen, drängte ihr Athem nicht als röchelndes Pfauchen und Pfeifen aus den gemarterten Lungen hervor.

Zum Schluß bringen die Akoluthen dem alten Scheikh, der wieder betend vor dem Mihrab kauert, nachdem er die Derwische während ihrer Raserei mit Worten, Blicken und Gesten angefeuert hatte, Kleider von Kranken zum Anhauchen und Wasser zum Weihen. Abermals gehen die Küsse der Frommen von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Dann das Letzte. Die Kinder alle strecken sich plötzlich vor dem Scheikh, auf Leib und Antlitz liegend, flach zur Erde nieder, neben das regungslos verharrende

Knäbchen. Die meisten dieser Unschuldigen, deren keines mehr als sechs Jahre zählen mag, sind mit sichtbaren und unsichtbaren Gebrechen behaftet.

Der Scheikh wandelt über sie hinweg, diese lebende Brücke kaum mit seinen Füßen berührend, die, schmal und unbeschuht, den leichten Greisenkörper tragen. Andachtsvoll und ehrfurchtsstumm erheben sich darauf die Kleinen vom Boden und gehen schüchtern hinweg, die Seligen, die Geliebten, deren gebrechliche Glieder der Tritt eines Heiligen geweiht und gekräftigt hat. —

Den Kindern folgen die letzten Zuschauer außer uns auf dem Fuße. Der Pariser homme de lettres ist schon seit einer guten halben Stunde verschwunden: ihm wurde „la farce“ langweilig.

Wir sehen noch, wie die Derwische ihr lautloses Schlußgebet verrichten und sich ebenso lautlos zurückziehen, um die Gewandung zu wechseln. Gleich darauf finden wir sie im sonnigen und behaglichen Vorgemach wieder. Ruhig und friedfertig sitzen die Fanatiker Kufai's, des Asceten, im Rahmen ihres offenen Klosterthores, und der Goldglanz des herrlichen, hochsommerlichen Tages verklärt ihre bleichen Gesichter. Sie bieten uns Scherbet in hohen, altmodischen Gläsern mit sehr leichten Messinglöffeln dabei: kleine Spaten, deren Handgriff Halbmond und Stern zieren.

„Was ist die eigentliche Bedeutung Cures Geheuls?“ frage ich durch den Mund meines Dolmetschers den schönen Derwisch mit der schwarzen herabhängenden Florbinde um seine steingelbe Mütze.

Er schaut mich an, ohne Verwunderung, aber mit stolzer Würde:

„Was es uns bedeutet, Hanum-Efendi? Das vermag

ich Dir nicht zu sagen. Du bist „Isawi“, Jesusanbeterin, und die Suren des Koran sind Dir unbekannt. Wir thun, was der Glaube uns eingiebt, und wir wissen, daß die brüllende Stimme des Löwen Allah dem Ewigen angenehmer klingt, als das Schreien des Schweines und das Bellen des Hundes. Verflucht seien die Unreinen bis hinter die Ausgangspforte des Paradieses!“

Das waren die „Heuler“. — Nachdenklich gehen wir hinaus von ihnen in Gottes schimmernden Maiengarten. Vor uns her springen und wandeln die Kinder, die der Fuß des Scheiths gesegnet hat, unter ihnen das Knäbchen vom Kreiselanz. Jetzt erst erkenne ich recht, was für ein schwächtiges Geschöpf es ist. Aber es lacht fröhlich mit den Gefährten, und ich glaube, daß dies sein harmloses Vogelgezwitscher lieblicher in Allah's des Ewigen Ohren klingt, als das angstgepreßte: „o hilf!“

Wir verplaudern noch eine Viertelstunde unter der rosenberankten Pergola des Cafés seitab vom Téké der Rufai und betrachteten uns den zufriedenen Türkenstuster, der seine Werk- und Wohnstatt in dem hohlen Stamm einer Riesenplatanen gebaut und gezimmert hat. Sogar ein regelrechtes Glasfensterchen inmitten der Baumrinde gönnt sich der Wackere.

Durch die stillen, steilen Straßen des alten Üsküdar schlendern wir zum Hafen zurück, und das letzte Boot trägt uns heim. Ich sehe einer schlaflosen Nacht als sicher entgegen, thöricht genug; denn was frommt uns kurzfristigen Sterblichen das Räthseln und Grübeln über Unfaßbares, an dem unsere beschränkte Weisheit nichts zu ändern vermag, weil es seit Jahrhunderten da steht? Wir müssen in der Hoffnung Ruhe suchen, daß der Wege viele sind, das Ziel aber eines ist: Vollkommenheit.

—◆—



XIII.

„Mewlewi“.

Die „Tänzer“ im Pera-Kloster.

„Lebe so rein, daß Deines Mundes Rauch,
wenn er zerfliebt,
Im ewigen All den angenehmen Hauch Gott-
odems giebt;
Und freiest Du im lichterfüllten All und um
Dein Ich
So sei's, als ob des Lichts Demantenring
umschlöße Dich,
Bist Du gleich nur ein Sonnenstaub-Atom
und Menschenpott —
O Freund: Licht ist das Sonnenstaub-Atom,
und Licht ist Gott!“

Prägen Sie sich dieses Wort des lichtliebenden Pantheismus so recht ein und machen sich klar, Madame, ehe Sie zu seinen Bekennern, den „Mewlewi“, eintreten.“

Der betagte, vornehme Freund im Fez, der mir mit einem sehr jugendlichen Bekannten zugleich einen Morgenbesuch in unserem schönen Salon abstattet, giebt mir diesen Rath und schreibt mir das poetische Credo der tanzenden Derwische, das wiederum Assim der Rosensänger in Worte

gefaßt hat, italienisch übersezt, in mein handliches Tagebuch. „Diese sechs Strophen enthalten den Schlüssel zu allen Andachtsübungen der Tanzer.“

„Excellenz mögen verzeihen,“ wirft der elegante Jüngling dazwischen und grüßt, wie um Entschuldigung für seine Unterbrechung bittend, mit der perlgrau behandschuhten Rechten auf gut Türkisch. „Ich halte die Mewlewi schlichtweg für eine Horde Befessener.“

„Gotttrunkene sind es!“ entgegnete Excellenz, wirft einen strafenden Blick auf den Vorlauten und zieht den rechten Fuß auf den roth-grün-weiß-damastenen Kissen des Divans ein wenig näher und bequemer ans linke Knie heran, denn er sitzt auch auf gut Türkisch.

„Ich wage keinen Einwand mehr gegen Euer Excellenz erfahrene Meinung.“ versetzt der Jüngling und berührt Brust und Stirn, abermals grüßend, mit der perlgrauen Hand. In seinen lebhaften Augen jedoch lese ich deutlich, daß hinter ihnen im Gehirn noch ein Heer von Einwänden im Versteck lauert.

„Bismillah! Damit thun Sie sehr weise, Bey!“ erwidert Excellenz, und die Frage der tanzenden Derwische ist gütlich erledigt. —

„Gotttrunkene also, die, gleich den Gestirnen, im ewigen All und doch um sich selbst kreiseln, weil ihr eigenes Ich, gleich den Gestirnen, ein Atom der Lichtgotttheit, mithin Gott selbst ist — mein Fassungsvermögen hebt auch zu kreiseln an,“ sage ich eine Stunde später, als Excellenz längst von dannen gefahren ist und wir uns, in Begleitung zweier lieblicher Levantinerinnen, auf den Weg zum Téfé der Mewlewi, der Tanzer, am Ende der großen Perastraße machen.

Der Bey zeigt lachend seine wundervollen Zähne unter dem koketten Lippenbärtchen und spannt der Lieblichsten der beiden Lieblichen den blaßrosa Sonnenschirm auf. „Wir werden sehen, wem Sie Recht geben, Madame, dem weisen Xenophones, oder dem leichtfertigen Alcibiadés!“ (So nennt er sich, und er trägt seinen Namen mit hellenischer Anmuth!)

Natürlich hat mein überpünktlicher Gastgeber, der Pascha, trotz Alcibiadés' Bethuerungen eine kleine Stunde vor der Zeit Alarm und Ansbruch geblasen. Ungeachtet dessen wartet dort am Téké bereits eine vielköpfige Reisegesellschaft mit ihren führenden und erklärenden Unternehmungsgeistern vor hermetisch verschlossenen Pforten. Heute, am Freitag, ist türkischer Sonntag.

Wir Damen stehlen uns (unser Bey muß, da er keine ottomanische Uniform trägt, draußen bleiben,) durch ein Hinterpförtchen in den kleinen Klosterkirchhof, wo die Türkenfrauen mit Kind und Regel Festtag halten. Ein sehr zierliches, farbensattes Bildchen. Vor Allem das Himmels Geschenk für Reine und Unreine, Türken, Christen, Heiden und Juden, die bezaubernde Aussicht auf das blaue Meer, auf die Spitze des Seraï, die Hagia Sophia, den schneeweißen Leuchthurm von Janaraki und die fernduftigen Prinzeninseln. Und dann dieses lebende Beet bunter Menschenblumen, Blümchen und Schmetterlinge. Frauengestalten, bis zu Nasenspitze und Gluthaugen züchtig verhüllt, kommen und gehen, führen ihre phantastisch gepuzten Kleinen mit der schmalen, hennah-gefärbten Hand und beschwichtigen die Kleinsten — fest eingewickelte Miniaturmumien — in ihren wiegenden Armen auf allerhand menschliche und mütterliche Art. Sie zwirbeln sich Cigaretten und kauern rauchend und plaudernd nahe beisammen auf mitgebrachtem Teppich

oder dem Teppich der Natur, oder auf den eingefunkenen Platten der Grabmäler. Die kleinen Mädchen tragen lichte Seidenkleider und dazu Kränze aus rothen und schwarzen Straußfedern im Haar, die Knäbchen tummeln sich als winzige Militärs in Uniform und Fez, als Derwischchen in Spizhut von Filz und ehrbarem Kaftan, oder sie prangen, reizend anzuschauen, in seidenen Pumphöschchen, flitterbenähten Täckchen und koketten Goldbaretten. Es ist ganz allerliebste zu beobachten, wie die muntere Gesellschaft, zu Familien- und Freundinnenkreisen vereinigt, die süße Reisgallerte und „Tschörek“, den Mandelkuchen sammt harten Eiern, schwarzen Oliven und Pistazienkernen schmaust und frisches Wasser oder Scherbet dazu nippt. Eine dummdreiste Ziegenmama mit langen Schlappohren klettert sammt ihren gelbweißen Zickelchen meckernd zwischen und auf den Grabsteinen herum, und es giebt eine allgemeine Brodensütterung. Dabei äußert sich die Fröhlichkeit dieser Frauen und Kinder so sanft und leise, daß man an die Bevölkerung irgend eines sonnigen, leidenschaftsbesreiten Paradieses denken muß. Dann tritt der bekannte schmutzstarrende und zerlumpte Bettelderwisch zum Schlupspfortchen herein, empfängt allerseits Gaben und demüthige Huldigungen und stiert uns, zwischen seinem ungeheuerlichen, ungekämmtten Lockenwulste hervor, mit düsterer Feindseligkeit an. Das Derwischlein unter der Kinderschaar fängt den Blick des Scheusals auf und stößt, ausspeiend, aufs Gerathewohl mit dem Füßchen nach einer von uns:

„Uscht! dischi, uscht!“ „Pac' Dich! Hündin, pac' Dich fort!“

Ein duldsames Kind! Seine junge Mutter hält ihm hernach eine große, halblaute Strafpredigt, vermuthlich, weil

sie sieht, wie ich einer blinden Bettlerin, die, mit dem Stocke tastend, an der Mauer hinschleicht, ein Almosen reiche und dafür mit Segnungen überhäuft werde. Dennoch flüstert gleich nachher, als die Pforte des Dêké sich aufthut, das Derwischlein, während es artig, die Wimpern gesenkt, an seiner Mutter Hand an uns vorübertrippelt, zwischen den rosigen Lippen noch einmal ganz leise: „Uscht, uscht, dischi — uscht!“

Nun endlich öffnet sich der Ceremonienraum der Mewlewî. Alcibiadés-Bey schmuggelt uns (angeblich als seinen Harem mit mir als „Valide“ = Mutter!) in eine der reservirten Logen hinauf, wo nur noch irgend eine hochfürstliche Familie sitzt und steht und während der ganzen Feierlichkeit so laut schwätzt, als säßen sie sammt und sonders um einen kleinstädtischen Kaffeetisch. — Der Ceremonienaal ist ein lustiges Achteck, dessen Mihrabnische jedoch verstellt und von Zuschauern belagert ist. Er macht auf mich mit seinem blanken Parquet, eleganten Logengallerien und Kronleuchtern einen etwas theatralischen Eindruck — die dörsliche Halle der Kufai gefällt mir weit besser. Hier sind selbst die Gitterungen der Türkenfrauen mit Bäumen, Bergzügen und Häuschen, nach Art unserer Rouleaux-Landschaften aus der seligen Kinderstubezeit, bemalt, und diese Naivetät, mitten im widersinnig modernen Gepränge, rührt mir förmlich die Seele.

Die Ceremonie nimmt sofort ihren Anfang mit dem Eintritt der Derwische, etwa dreißig an der Zahl, einschließlich des Scheikh oder Schech, wie es wohl richtiger heißt, und zweier Akoluthen. Das türkische Publikum betheiligte sich hier nicht, wie es bei den Kufai der Fall war. Der Tanzkreis ist, ganz nach Circusmanier, durch

niedere Barrièren von der profanen Menge abgetrennt. Die Derwische tragen hohe Filzzuckerhüte: „Kula“, und vielfarbige Kaftane über weißen oder dunkelbauen, um die Hüften hochgeschürzten Untergewändern. Die Tänzer, zwanzig oder mehr, gehen barfuß; ihre Kaftane sind vorwiegend moosgrün, tiefviolett, stumpfblau. Ein einziger weinrother darunter, und den trägt abermals ein besonders schöner, noch junger Mann mit Sammetaugen und gagatschwarzem Gabelbarte. Allein er ist weniger heilig, als der „Christus“ der Kufai-Brüder. Schon während des ersten Rundganges sendet er bedenklich schmachtende Blicke zu meinen reizenden Logengenossinnen empor.

Auch hier die nämlichen, langathmigen Gebete, wie bei den Kufai: das endlose: „Allah ekber!“ das hundertfältige, inbrünstig gemurmelte: „âmin! âmin!“ Der Scheikh betet abwechselnd mit einem Vorsänger, der, den Koran in Händen, oben auf der Musikgalerie neben der unfrigen, dem Mihrab gegenüber, steht. Die Derwische, am Boden liegend, Gesicht in Händen, antworten flüsternd.

Mittlerweile beginnt auch hier eine ganz eigenthümliche, märchenhafte Musik, die nirgends in der Welt ihres Gleichen haben soll und von bestrickender und herzbeweglicher Wirkung ist. Sie hebt an mit den hingehauchten Tönen einer einzigen Rohrschalmei, lang und gerade wie die antike Hirtenflöte der arkadischen Hirten. „Nej“ nennt der Türke sie, und der Pfeifer ist ein gelbblasser Mann mit schweren Augenlidern, zusammengewachsenen Brauen und übermäßig feinen Zügen, auf denen der Ausdruck gleichgültigster Ruhe liegt. Er bläst zwei Weisen, zuerst die leidenschaftlichere eines „Hidjas“, — wie mir scheint ist es eine Art Romanze, — dann den hinschmelzenden „Sabahi“, den Morgen-

ruf, entzückend und schmerzweckend zugleich. Das klingt wie Vogelsingen im Traum, wie fernes Kinderweinen, aber nicht wie irdisches, sondern wie das Weinen eines vom Himmel zur dunklen Erde verirrtten Engelchens. Es treibt dem Lauscher Thränen in die Augen wider Willen, es zeigt der Seele sonderbare Visionen von Wolken mit zitternden Sternen darüber, von beblühten, kleinen Gräbern im Mondschein, es läßt ihr die geliebten Todten auferstehen, nicht zum Lebendigwerden und Wandeln — nein, es zeigt sie ihr von fern — greifbar und doch unerreichbar und bindet der Sehnsucht die Schwingen mit ihrem Wehklagen. — Ich gebe hier die seltsamen Eindrücke des Moments wieder. Noch eine halbe Stunde länger diese Musik, und ich glaube, daß ich, in Schweiß gebadet, vor ihrem Zauber hinweggeflohen wäre. So etwas gehört der Erde gar nicht an, sondern einer übersinnlichen Welt.

Während dieser unbeschreiblich schönen, thränenreichen Musik umwandeln die Derwische dreimal den Saal. Der Scheikh sitzt ruhig auf seinem Lammfelle, seitab vom Mihrab. Vor diesem wendet sich jeder der Schreitenden zu seinem Nachfolger um und macht ihm eine tiefe Verbeugung. Dabei werden die großen Zehen der einwärts tretenden Füße gekreuzt und die flachen Hände über der Brust vereint.

Dem Wandelgange folgen erneute Gebete und Gesänge aus Dschel-al-eddin Rumi's Kassiden zum Preise der Ewigkeit im All, und schon bebt die erste Bewegung der Extase durch den Kreis der Schwärmer. Darauf gesellen sich oben zu der ersten Rohrschalmei noch zwei andere, und drei der musizirenden Derwische der Gallerie beginnen mit kleinen Hämmern ganz leise auf ein Hackbrett zu schlagen. Und nun verändert sich im Handumdrehen der Typus der Musik.

Sie wird schneidend und pfeifend, durchsetzt von halblautem, springendem Getrommel. Von Tact zu Tact verschärft sich das Tempo, und das Ganze steigert sich rasch in eine schöne Exaltation hinauf, schön, weil jegliche Disharmonie ihr fern bleibt. Zuerst tönt's wie Grillenzirpen, dann wie das Schrillen der Sturmmöwen, dann wie das wilde „Hui!“ und „Huhu!“ des Orcans. Und immer sterbensmelancholisches Moll bei exactestem Tanzrhythmus. Eine fernere, enorm interessante Studie, diese Musik! —

Die Derwische bilden ein geschlossenes Rund. Ihre Raftane haben sie abgeworfen, die Untergewänder von den Hüften losgegürtet, so daß sie, von der knapp anschließenden Jacke ab, als lange Schleppröcke, vorn und hinten gleichmäßig niederfallen. Mit drei ungemein graziösen Bewegungen nimmt der Tanz seinen Anfang. Zuerst kreuzen sich die Hände auf der Brust, dann heben sie sich zu den Schultern und berühren den Filzhut mit den Spitzen der ausgespreizten Finger, dann strecken sich die Arme aus, und die rechte Hand wendet sich geöffnet nach oben: sie empfängt die Gabe des Ewigen, — während die Linke ihre Sonnenfläche abwärts senkt, um der armen Erdenheimath vom Himmelsgute zu spenden. Nun beginnt der ganze Körper theilzunehmen und sich um sich selbst zu drehen. Langsam entfalten sich die weiten Röcke und breiten sich rings um die Drehenden zu einer Glocke aus. Dieser Anfang ist wunderbar anmuthig, ebenso wie der jedesmalige Schluß der drei Tanztouren: das weiche Zusammensinken der schweren Gewandfalten nach straffer Spannung, das hingebende Erschlaffen von Leib und Gliedern, das feuchte Schmachten der Augen im erregten Gesichte.

Der Tanz selbst: dies Spinnen und schwindelnde Wir-

keln des Körpers von den Hüften abwärts, während seine obere Hälfte und das Antlitz mit geschlossenen Augen und seitlich geneigtem Kinne statuenstarr in der Runde zu schweben scheinen, ist meiner Erfahrung nach viel zu excentrisch geschildert worden, und meiner Phantasie mangelt's durchaus nicht an lebhafter Reaction auf empfangene Eindrücke. Weder übertriebene Extase noch Raserei, wie bei den Kufai, habe ich bei den Mewlewi entdecken können. Ja, auf meine Sinne wirken die Tänzer geradezu einschläfernd. Nur jene prickelnde Musik dort oben hält sie wach und frisch. Neben der Musik vernimmt das Ohr unablässig das dumpfe Knirschen der vierzig nackten Fußsohlen auf dem spiegelblanken Parquet des Saales. Die Wimpern der Tanzenden heben sich nicht von den Wangen; einzig der schöne, junge Derwisch im weinrothen Kaftan, der sich, als Neuling, nicht in den großen Ring wagt, sondern ruhig allein unter dem Kronenleuchter dreht, öffnet dann und wann mit verzückt emporgeschlagenem Blicke die dunklen, mandelförmigen Augen.

Das Ganze erscheint mir nicht als Tanzwuth, sondern wie eine hypnotische Suggestionshandlung. Ein Knabe von der Insel Creta dreht schon seit frühesten Kindheitstagen und hat es zu erstaunlicher Virtuosität gebracht, ein Zweiter, Derwisch in mittleren Jahren, schmalbrüstig, todtkrank aussehend, tritt schon in der ersten Tanzpause matt zurück, hüllt sich schauernd in seinen Kaftan und lehnt, aschfahl wie ein Sterbender, bis zum Schluß an einer der Säulen des Octogons. Als dann die Uebrigen auch zu den Kaftanen greifen, mit Hülfe der Akoluthen ihre schweißtriefenden Körper hineinwickeln und sich zum stummen Dankgebet

niederwerfen, da beugt auch Jener sich mühselig der barmherzigen Mutter Erde entgegen. — — — — —

„Der wird bald ein aufgefogener Tropfen im All sein!“ sage ich, während wir das Téké verlassen.

„Ein Bessener ist er — besessen sind sie Alle!“ beharrt Alcibiadés-Bey und zuckt verächtlich die Achseln. Unsere reizenden jungen Damen schwärmen im Schutz ihrer rosa Sonnenschirme mit dem weißen Spitzengefältel daran, lebhaft von den weichblickenden Augensternen des Einen, den vornehmen Händen des Anderen der Mewlewi.

Mein sinnender Geist vermag nicht zu entscheiden, ob es Thoren oder Gottselige sind, die ihm so viel zu denken geben. Die Entscheidung liegt bei der geheimnißvollen Macht, vor der unser Menschenherz mit seinen verborgenen Kräften zugleich ein offenes Buch und ein bloßes Sandkorn in der Wüste des Unendlichen ist.

Ich denke mir, Excellenz, der Kluge hat wirklich Recht: dieser seltsame Tanz soll das Kreisen des Menschen: des Planeten, um seine Sonne: den Gott im All, bedeuten; und das Kreisen des Einzelnen um sich selbst versinnbildlicht die strenge Beschaulichkeit bis zur Auflösung des Staubatoms „Ich“ im grenzenlosen Lichtganzen. —

Ob nicht im Pantheismus doch eine Wahrheit liegt?

„Bist Du gleich nur ein Sonnenstaub-Atom und Menschenpott —
O Freund: Licht ist das Sonnenstaub-Atom, und Licht ist Gott!“





XIV.

„Eheu fugaces — —!“

Mitte Mai 1891.

Pfeilschnell entfliehen die Tage des Genusses!“ „D, über den banalen Ausspruch!“ wird mir Dieser und Sener, „A.“ und „B.“ entrüstet einwerfen. Und doch, glaubt mir's, ihr Entrüsteten, ganz so banal, wie er auch im ersten Moment scheint, ist mein Ausspruch nicht. Er enthält doch eine beherzigenswerthe, kleine Lehre, die sich mit einem Gleichnisse à la Jean Paul geben läßt:

„Haltet die bunten, flüchtigen Paradiesvögel eurer irdischen Freudentage fest; gewöhnt sie an euch, ehe sie, die Wanderlustigen, euch wieder entflattern, damit sie euch abermals zuschweben und als liebliche Erinnerungen umflattern, wenn das Leben euch todte und traurige Winterwochen bringt.“

Mit ganzer Seele, vom Morgen bis zum Abendroth, habe ich wahrlich die Tage des Genusses ausgekostet, die sich nun mächtig ihrem Ende entgegenneigen. Freilich bin ich auf meine einfache und ziemlich leichtherzige Manier

damit fertig geworden und stelle mir damit vor ernstern Leuten vielleicht ein erschreckendes Armuthszeugniß aus. Unerhört wenig habe ich nach geschichtlichen Zahlen, politischen Mißständen, gefelligen Krebschäden und der Schlechtigkeit des Menschen im Allgemeinen und Besonderen gegraben, um die pesthauchenden Uebel des Orients ans Tageslicht zu fördern, wie es Resnin Bey und Paul de Regla gethan haben; ob in gehässiger oder reformatorischer Absicht und Art, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Für Hand und Auge einer Frau schickt sich solche Arbeit nicht, meine ich, und ein Gemüth, das die Poesie liebt, macht sie sterbensmelancholisch. Ich habe auch weder im Piccolo-Campo noch im Taksim-Garten mit den geputzten Perotinnen gegessen, gegähnt, gelästert, Limonade genippt und mäßige Musik gehört, habe keines der Concerte von allerhand Firsternen und Satelliten in glänzenden Botschaftshôtels mitgemacht, keinen interessanten Harem officiell und nach dem Ausfrage- und Ausschmückungssystem besucht, Niemanden „interviewt“. — Handel und Finanzen, Militär- und Beamtenwirthschaft, die Einflüsse abendländischer Cultur auf das Quodlibet des ottomanischen Völkergemisches, dies Alles ist mir schleierhaft geblieben.

„Aber was in aller Welt hast du denn von der Hauptgütern des Menschengeistes in dich aufgenommen? von der Gelehrsamkeit, die auf den gründlichsten Urgrund geht und Raum und Zeit, nutzbringende und brachliegende Gebiete ermißt?“ werden mich A. und B. wie derentrüstet fragen, und ich antworte ihnen sonder Scheu: „Nichts!“ — Trotzdem trage ich so viel des Unvergeßlichen und Unvergänglichen mit mir heim: so viel Schönheit und Erhabenheit, solch' reichen Schatz für Nachdenken, Humor und Schaffens-

lust, daß ich mich selbst darum beneiden könnte. In den wundervollen Geländen habe ich mich zu Hause gefühlt, dem Volke hat sich mein Herz aufgethan, und ich hoffe auch mein Verständniß seiner Eigenart.

In diesen Blättern habe ich's niederzulegen und zu krystallisiren versucht. Gern hätte ich die Zahl der Blätter verdreifacht, so wenig erschöpft ist der Stoff, so viel heitere und ernste Bilder leben mir noch in frischester Erinnerung. Allein: „Beschränkung ist Klugheit.“

Mein gütiger Wirth schüttelt jeden Morgen, wenn er mir sein Programm für den Tag unterbreitet, den grauen Krauskopf unter dem Fez und lacht ob meiner Naturschwelgerei, die mich immer von Neuem aufs blaue Wasser und in den zierlichen Kaik hinauslockt, die mir Kuppeln und Minarets am allerschönsten in silberduftiger Ferne erscheinen läßt, und meines ehrensfeher Redjeb's unharmonische Klagesänge anziehender, als die erklärenden Weisheitsprüche „denkender Europäer“.

Ich wandre im Sonnenglanze an den ehrwürdig-grauen Stadtmauern, mit Zinnen und Truzmauern beranktem Wall und Asphodeloswiesen dahin, die einst Gräben waren. Vom Blachernenpalaste zum „Njasma“, der heiligen Quelle und weiter bis zum Schloß der sieben Thürme: „Sedikulé“. Dann wieder besuche ich, um nicht allzu freudensatt zu werden, mit Aerzten vierer Bekenntnisse die Spitäler: das armenische und das griechische und sogar das türkische „Timar-hané“: das Irrenhaus von Scutari. Dort nehme ich auch von meinen armen, dankbaren Ausfägigen im „Bojuk Mesaristan“ Abschied. Ich kann mich nicht losreißen von den schwarzen Kirchhofschypressen, den stillen Straßen und Sträßchen des alten Scutari und Gjub, des vornehmen Fanar und des

dörflichen Niwan-Serai und verabjäume Andres darüber, z. B. die Moscheen. Marthex und Schiffe der Hagia Sophia verkörpern mir bis jetzt den Begriff: „Moschee-Inneres“, der taubendurchflogene Säulenhof der Bajazidiéh den Begriff: Moschee-„Haram“.

Damit aber will sich der gewissenhafte Pascha, im Interesse meiner Bildung, nicht zufrieden geben. So werden, während meiner letzten Constantinopler Woche, allemal schon lange vor Mittag unsere Hungergelüste auf Vorrath zum Schweigen gebracht, Galoschen über die Lederschuhe gezogen; und dann wandern Pascha, Adjutant und „Müsafir“ (meine Wenigkeit), mit Ibraim, dem dienstfertigen armenischen Gnomen im Gefolge, zu den Sehenswürdigkeiten aus: immer nach Stambul hinüber durch das rege Völkergewühl der großen Galatabrücke.

Hart an ihrem Ende betreten wir die erste der drei stolzen Moscheen, die der Pascha mir unter den fast neunhundert großen und kleinen der Stadt auserwählt hat, die hochaufgetreppte Seni-Djami mit ihren beiden vornehmen, schlanken Minarets, deren drei Gallerien den cannelirten Thurmschaft umschlingen wie zarte Armbänder aus Steinfiligran. Auch hier, dem der Bajazidiéh gleichend, ein Außenhof von Platanen beschattet, vom Kleintreiben des Budenbazar's belebt. Ein schwarzbrauner Siegelschneider gräbt mir meinen Vornamen mit affenartiger Geschwindigkeit, zu türkischen Schnörkeln umgestaltet, in ein rohes, kleines Bronze-Betschaft um den Preis von zehn Para; ein gelähmter Bettler wälzt sich zur Gebetsreinigung gegen eine der breiten Waschrinnen hin, ein paar hübsche junge Weiber in leichten, seidenstreifigen Muslin-Feredjé's erhandeln sich bedenklich aussehende Kugelseife, anilinrosa

und giftgrün marmorirt. Ein hohläugiger Imam, der an der Buchhändlerbude steht, vertieft in die Betrachtung irgend einer nichtsagenden Huldinnenphotographie: „Sylvia“ unterschrieben und in München gefertigt, erwidert des Paschas Gruß ehrerbietig, tritt mit uns in die Moschee und verrichtet, seitab sich beugend und niederwerfend, sein mittägliches Gebet.

Im Innern der İeni-Djami stützen vier Pfeilerungethüme das Rundgewölbe mit seiner Umringung vielfach halbirter und gevierteilter Kuppeln und Conchen. Alles ringsum glänzt in blauweißem eleganten Fayence-Gemuster. Etwas ungemein Reines und Kühles liegt in dieser Art der Wandtäfelung. Sie wiederholt sich in der Ahmedieh, die ein gewaltiger Bau, unweit der Hagia Sophia, dort liegt, wo einst am Hippodrom der Kaiserpalast des heiligen Byzanz sich erhob. Jetzt nennt sich das Hippodrom: „Atmedjan“, Platz des Rosses.

Um Sechzehnhundert erbaute Sultan Ahmet I. die Riesemoschee. Heute unterbrechen sieben hochstrebende Minarets die Kuppeldächer und schmiegen sich an die Säulengänge des Haram mit seinem von Spitzbogen überragten Brunnen, dem „Schadrowan“.

Zu Anfang waren's nur sechs Minarets. Sultan Ahmet, so erzählt die Legende, wollte seine neue Moschee genau so heilig und würdig sehen und verehrt haben, wie die der Kaaba zu Mekka, die sich allein der sechs Minarets rühmen darf. Aber des Propheten seliger Geist zürnte dem Großherrscher ob seiner Vermessenheit. Er sandte einen Zwerg zu ihm aus, der sich „Djüdje-parmak“, d. h. „Klein-Sechsfinger“ nannte. Allen Hofbediensteten und dem Volke unsichtbar, setzte er sich, sobald der Sultan Freitags in

seine Moschee ritt, vor ihn auf den Hals seines weißen Zelters, das Antlitz ihm zugewendet. — Ohne Unterlaß raunte er, von seinem Sige, dem Beherrscher der Gläubigen zu:

„Jassak alty! jassak alty!“ — „verboten die Sechszahl!“ — Dabei spreizte er die sechs Fingerchen seiner dünnen Koboldshand und schüttelte sie gen Osten, wo die Moschee der Kaaba steht. Da packten Angst und Trübsinn den Sultan, und als er dem Mahnen und Wispern des kleinen Unholdes sein Ohr nicht mehr verschließen konnte, brach er mit eigener Hand das größte „Lichtjuwel“ aus der Agraffe seines Turbans. Für dessen Werth ließ er ein siebentes Minaret am Haram errichten und taufte es: „Afin-direk“, die Säule der Vergebung.

Da verschwand Klein-Sechsfinger, aber zur nämlichen Stunde fand der Moscheewächter, der „Kaim“, einen der edlen Smaragde der Altarnische, aus seiner Fassung gefallen, am Boden auf dem Schetsadé liegend. Statt seiner jedoch zeigte sich ein schwarzes Splitterchen des heiligen Kaaba-Steines unlöslich am Mihrab in die leere Fassung des Smaragds gefügt. Seitdem wird das Geburtsfest des Propheten in der Ahmediéh vor dem Kaabasteinchen gefeiert und die Schaar der Mekkapilger alljährlich an dieser Stätte zum Ausbruch geweiht. — — — — —

Die innere Moschee hat etwas sehr Schlichtes und zugleich Großartiges. Wie in der Sëni-Djami tragen vier colossale Pfeiler die Mitteltuppel, sie machen aber vermöge ihrer ausdrucksvollen Cannelirung einen ganz anderen Effect. Fast wie zusammengefaßte, gothische Säulenbündel wirken sie. Einem Bande gleich umgürten ihre halbe Höhe Goldsprüche aus dem Koran; die stützenden Capitäle der Emporen

zeigen reizende Stalactiten-Formen. Gemach senkt sich die Seitenkuppelung von der Höhe nieder, den vier Ecken des Raumes zu, und die Fayencen der Wände, bis zu den Fenstern hinauf, erscheinen noch graciöser und sthlgerechter in Muster und Farbenzusammenstellung, als die der Feni-Djami. Besonders reich und schön ist der spitze Schallhut des marmorenen „Mimbér“, der Kanzel. Er trägt eine goldene Krone und den Halbmond.

Beide Moscheen jedoch stellt, für meine Augen wenigstens, die unvergleichlich herrliche Suleïmanieh in Schatten. Sie breitet sich frei und gewaltig auf weitem Hügelplane aus. Angesichts dieses hehren Tempels der Anbetung gelange ich, ebensowenig wie angesichts des Idealpalastes von Bejlerbey, dazu, mir den Kopf über Baustyle zu zerbrechen.

Schon vor dem Eintritt in den Außenhof überwältigt mich, zwischen lachend grünen Baumästen hindurch, der himmlische Blick zur Rechten auf den hügelumkränzten Bosphorus, zur Linken in's goldene Horn hinein bis zum fernen Ejub hin, so sehr, daß es mir das Herz zusammenschnürt und wider Willen Thränen in die Augen treibt. Von diesem Paradiese zu meinen Füßen soll ich mich in wenig Tagen schon losreißen!

Im Außenhose rauschen die alten Platanen und ragen die feierlichen Cypressen; die Wipfel des friedlichen Moscheegartens des „Kaudhé“ winken zu mir herüber, schattenverheißend. Unter der ehrwürdigsten der Cypressen hockt auf seiner Matte ein großer, magerer Derwisch in Filzkappe, jung, bleich und bartlos, mit weichen Schwärmeraugen und goldbraunen Johannislocken. Vor ihm kauert ein ebenholzschwarzes, zehnjähriges Negerbübchen im Cattun-Entari und sauberen Baumwollturban, schaut mit wachen

Blicken in das Gesicht des Bleichen und läßt sich, so scheint's, von ihm unterweisen. — Bei unserem Herannahen springt der schwarze Knirps rasch vom Boden auf die nackten Füße, die er sich eben erst frisch gewaschen hat, und läuft mit drolligem Gruße herzu, wie ein spielerischer junger Hund. Er wünscht uns zu führen und beginnt seine Rede schon mit: „baksiss, Passa-efendi!“ und ausgestreckter Hand. Als ich meine Galoschen abstreife, nimmt er, niederknieend, meinen Fuß in die Linke und säubert mit der Rechten den blanken Schuh noch ganz besonders, einen Zipfel seines Röckchens dazu benutzend.

Dann treten wir ein. Himmel! welch' lustige Höhe, welch' erhabene Pracht von Säulen und Bogen, von Stalactiten an Capitälen und Nischen, Pforten und spizenklar ausgeißelten Gallerien! Welche Wunder von Inschriftmalerei, Marmorgetäfel, persischen Fayencen und farbenglühenden Glasfenstern rings um den Mihrab! Welche Kerzenriesen ihm zur Seite in mächtigen vergoldeten Erzleuchtern. Und wie reizvoll das Geländer der steilen Treppe zum Mimber und dessen ausgeschnitzter Schallhut. Freilich — die schön- geschwungenen Gurtbogen zeigen Streifenmuster und Barockzierrath neben einander; zwischen den zahllosen Dellämpchen, die in Kränzen, Kronen und Reihen hängen, baumeln buntbetroddele Straußeneier und Elfenbeinstückchen. Allein wie vollständig verlieren sich solche Naivetäten in diesem Reichtum von Glanz und Schimmer! — Ganze Bogen sind mit Fensterscheiben übereinander ausgefüllt; lauter klare Rundscheiben, fast wie unsere altdeutschen Buzen; selbst die hellen Teppiche am Boden scheinen Licht zu werfen. Und wie entzückend ist der innere Vorhof, der Haram! Herrliche Pforten, von persischen und arabischen Intarsia-Arabesken bedeckt, er-

schließen ihn, vornehme Arcaden hegen ihn ein, breite Marmor-
sitze bieten sich dem Müden und Nachdenklichen, und das
Brunnenwasser des Schadowan plätschert leise in sein Becken.

Leer und still ist der großartige Raum. Wir ver-
lassen ihn durch eine der Seitenpforten und gehen, an den
sonnenbestrahlten Waschplätzen der Beter vorüber, in den
kleinen Friedhof zum Octogon. Das ist die Türbé, in
der Sultan Suleïman, der Prächtige, und zwei seiner Nach-
folger begraben liegen, während seitab, in einem kleineren
dieser Mausoleen, Churem Sultane, die hochstrebende Favo-
ritin Suleïmans, des Prächtigen, schläft. Zadiq, unser
Negerbübchen, darf nicht mit eintreten und kauert, unserer
harrend, an einer der Säulen nieder, die den Grabestempel
umgeben. Auch in ihm die Kuppel unglaublich geschmack-
voll und farbenreich decorirt, auch hier durch die sechs
paarweise gestellten Fenster in jeder der tiefen Nischen eine
warme Lichtfluth, auch hier der Glanz bunter Fayencen,
erhaben wie Emaille gebrannt. Daneben die schönsten
Gebetssteppiche, Balustraden aus edlem Holz mit Perlmutter-
einlagen, Koranständer, und auf ihnen Koranbücher, mit
bezaubernden Miniaturen ausgemalt. Nur Blumen und
Arabesken, kein Engels- oder Menschenantlig dazwischen.

Die Katafalken sind mit schwarzen Sammetdecken belegt,
in Gold und Silber gestickt. Am Kopfsende, von wunder-
feinen orientalischen Shawls umschlungen, von Riesen-
candelabern und Kerzen flankirt, erheben sich die weißen
Herrscher-turbane mit schwarzen Reiterbüschen.

In der Türbé Mahmud's, des Reformers, und Abd-ul-
Aziz', die wir früher besucht haben, sind die Herrscher-
turbane durch das modische Fez ersetzt. Das Abd-ul-Aziz'
ist ganz glatt und dachförmig, das Mahmud's hoch und mit

der Nigrette und dem Brillantsterne geschmückt, die nach ihm Abd-ul-Medjid für hohe Feste und Ceremonien beibehielt.

Merkwürdig hat mich in diesen Türbés das Gepräge des Behaglichen berührt, das ihnen, neben dem des Feierlichen, eigen ist. Man hat sogar diesen und jenen modernen Salonluxus eingeschmuggelt in diesen Grabesfrieden. So z. B. hängt in Sultan Suleimans Türbé eine prächtige Krystallkrone, Geschenk der Königin Victoria, von der Kuppel nieder, und auf Consolen prangen zwei elegante Bronceuhren, von Napoleon III. gespendet.

Zadik's schwarzes Pfötchen streckt sich uns abermals zum Empfange des Bakisch entgegen, als wir mit dem dienenden Wächter hinaustreten, der uns drinnen mit fanatischem Eifer das kleine Reliefmodell des heiligen Mekka erklärt hat.

Im Borgemach der Türbé sitzt auf dem Divan ein kranker Sofa im schneeweißen Gewande, die feinen, alten Züge schmerzverzogen: der Rheumatismus zwackt ihn. Er kennt meinen Pascha — (ich neige stark zu dem Glauben, daß die reichliche Hälfte aller Bedrängten in Stambul ihn kennt,) — und klagt ihm mit wankender Stimme sein Leid: alle Glieder zerreiße ihm die Dual. Natürlich wird er gleich zu morgen in die Militär-Medicinschule bestellt: die Electricität werde schon Hülfe schaffen.

„Versün omür Allach, Pascha-efendi!“ „Ueber dich komme Gottes Segen!“ sagt der Getröstete, und wir ziehen von dannen.

Tags darauf noch ein behagliches Gabelfrühstück zu Nacht am rosen geschmückten Tische unseres gastfreien, deutschen Botschafters. Nachdem im Botschaftsdampferchen eine entzückende Bosporusfahrt hinunter bis Therapia. Dort lustwandeln wir im lachenden Garten unseres Wirthes, lassen

uns von blauer Fluth weiter tragen bis dahin, wo das Leuchtfeuer „Rumeli-Fener“ den Eingang zum Schwarzen Meere bewacht. Dann geht's mit Windeseile zurück gen Galata. —

Am folgenden Morgen mache ich, vor meiner Heimreise, Stambul den letzten Besuch. Ich möchte der Hagia Sophia einen Scheidegruß sagen und in zwei grundverschiedene Museen hineinschauen. Zuerst in das der Janitscharentrachten, am At-mejdan. Seit 1826, seit der großen und furchtbaren Palastrévolution, hat Mahmud, der Reformier, die Janitscharenregimenter vernichten und verschwinden lassen. Die Erinnerungen an sie, so wie sie da vor mir aufgepflanzt stehen, als lange Reihen lebensgroßer, steifer Holzpuppen mit groben, grinsenden Schauerfragen, haben bei allem Interesse doch viel erfrischende Komik an sich. Jede Figur trägt ihre Titel und Würden in türkischer Sprache und rührender, französischer Uebersetzung zur Schau. Die Trachten selbst sind recht wohl erhalten. Da ist der ungeheuerliche Turban und der weiße „Börök“, die Filzmütze, die Hadji Bektasch, der Derwisch, mit seinem Segen der neuen Truppe: „Yeni-tchéri“ gestiftet hat, da sind die Hängeärmel der Besire, die frauenhaften Gewänder der schwarzen und weißen Eunuchen. Der Würdenträger und Beamten muß dazumal eine Legion gewesen sein.

Ein verhußelter Aufseher schneidert seinen fahlköpfigen Puppen mit heiligem Ernste friische Turbane. Er hat ein dickes Zahnschmerzenthuch, aus dem zum Ueberfluß noch ein heiljames Katzenfell hervorhängt, um geschwollene Wange und Fez geknotet, und schaut unsagbar grämlich drein. — Als einziges Publikum außer uns betrachten ein Duzend anatolischer Hirten die Ausstellung.

Sie sind braun und verwittert wie Mumien und tragen furchtbar stinkende Pelze, die Haare nach innen gefehrt. So sehen und leise tappeln sie auf ihren zerschliffenen Sandalen einher und blicken so wild, als hegten sie Furcht und Kampfgier zugleich im rauhen Busen!

Das zweite meiner Museen liegt der Alterthumsammlung im „Djinili“ oder Fahencen-Kiosk gegenüber. In ihm ist der hochgebildete Director und Kunstkenner Hamdi-Bey gerade dabei, die kostbaren, sidonischen Sarkophage, die er vor vier Jahren gefunden und nach Constantinopel geschafft hat, würdig aufzustellen. Ohne Bild oder nachahmende Plastik die Schönheit dieser Funde zu schildern, ist unmöglich. Namentlich der größte der Sarkophage ist geradezu wunderbar. Gelblichweißer Marmor vom Tone des frischen Elfenbeins; die Reliefs stellen Scenen aus der Alexanderschlacht und macedonische Jagden dar. Die Menschengruppen im Kampf, die Jagdroffe, die sich vor dem anspringenden Löwen aufbäumen, die Jäger selbst, Alles ist von vollendetster Zeichnung, freiester und edelster Bewegung, schwellendster Plastik. Das Ganze zeigt noch die Reste der einstigen bunten Bemalung in zauberischer Farbenzartheit. Als ganz besonders reizend hat sich mir eine verschleierte Frauengestalt dieses Reliefs eingeprägt. Wie Körper und Antlitz durch den fast greifbar feinen Flor sichtbar werden — köstlich schön ist es. Und seltsam, denke ich an diesen Sarkophag, so steht das rothe Cabinet des Louvre mit der Venus von Milo vor mir.

Nun denn, lebe wohl, Cospoli, wie meine levantinischen Lieben dich nennen! Als wir, von der „Hagia Sophia“ aus, über einen öden Platz voll wüster Brandtrümmer und

wirbelnder Staubwolken dem nächsten Quergäßchen nach unserer Brücke zuschreiten, höre ich unter mir in der Tiefe das klagende Trillern und Singen geheimnißvoller Erdgeister. — — Ein Pförtchen führt uns, schlüpferige Stufen abwärts, in einen dunklen Säulenwald. Nur da und dort, durch Löcher im Kreuzgewölbe, das den Säulenwald deckt, fällt von der Oberwelt ein schräger Strahl des Tageslichtes herein, auf dem goldene Sonnenstäubchen tanzen. Rohe Gurtbogen verbinden die schlichten Würfelcapitäl der Säulen, davon immer zwei übereinander zu stehen scheinen, die Hälfte der unteren Reihen haben Schlamm und Erde schon zum guten Drittel verschüttet.

Das ist die trockene Cisterne der tausend und einen Säule des Polixenes: „Bin-bir-direk“ aus des großen Constantins Zeiten. — Und hier geht zwar nicht das „Sausen des Webstuhls der Zeit“, sondern das Räder-ichnurren und Spulen der Seidenspinner durch die unterirdische Stille, und an den ehrwürdigen Säulenschäften hin laufen die goldgelben Fäden der Cocons. — Ein einziger Arbeiter mit feinen Zungen wandelt hin und wieder und singt in langgezogenen Klagetönen das oft vernommene, liebgewordene:

„Wenn ich liege, süße Seele, unter den Cypressen,
Wirst du, süße Seele, mich und Üsküdar vergessen!“

Nein! weder Üsküdar, noch Stambul oder Pera, noch Alles, was ich dort mit den Sinnen erfasst und in Herz und Gedanken geschlossen habe.





XV.

Heimwärts.

21. Mai.

Mit Rosen beladen habe ich meinen letzten Gruß zurückgewinkt. Das Zweiruderer-Kaif, das mein dreifaches Freundesgeleit wieder nach der Galata-Station hinüberträgt, wird kleiner und kleiner. Noch eine lange Weile sehe ich meines Paschas lebhaft bewegte Hand und rothes Fez, seines Sohnes geschwenkten Hut und des schönen jungen Arztes nickendes, dunkles Gesicht, zwischen all' den Barken, Kaifs und Dampfern auf- und abtauchen, die dem Ufer zustreben; dann funkelt die abendliche Sonne noch einmal hell über die Uniformknöpfe meines Wirthes hin, und verschwunden ist die leichte, schaukelnde Nußschale mit ihren lieben Insassen. An herzlichen Küssen, ehrlichen Thränen und warmen Wiedersehenswünschen hat's unserem Abschiede nicht gemangelt. Nun liegt das Alles schon dahinten in der bleichen Vergangenheit.

Der Abend sinkt herab; von Minute zu Minute wird die Riesenstadt am Horizont düstiger. Die Sonne geht hinter Seraïburnu schlafen; all' die fernen Fenster

flimmern als rothe Feuerfünfchen auf, und zögernd erlischt die himmlische Gluth. Nun verwandeln sich die silberweißen Minarets in schwärzliche Nadeln, die bunten Dächer in schiefergraue Platten und Dreiecke, die leichten Kafesi in Kerfergitter. Der türkisblaue Wasserfaum, rings an der Küste hin, wird zum tiefvioletten Streifen, aus dem der Nebelschleier von Geisterhänden emporgezogen wird. — Lange noch zeichnet sich das schneeige Dolmabagtsche gegen grüne Hügel ab und gegenüber die düsteren, fein gezackten Cypressen des Scutari-Kirchhofes mit dem colossalen Viereck der Selimieh-Kaserne darunter. Seitab steht der Leanderthurm wie ein Kinderspielzeug mitten im Wasser, und seine Spitze trägt ein Lichtchen. — Weiter und weiter: die Villen von Kadiköi im Grün, die scharfe Spitze Modaburnu, die steinige, baumbeschattete Landzunge Fanaraki mit ihrem weißen Leuchtthurm als Vorposten, dann zur Linken die Prinzeninseln, das waldige Halki, das liebliche Prinkipo — dahinter ein letzter Blick auf das Schneehaupt des anatolischen Olympos. Dann ist die Dämmerung plötzlich gekommen, wie vom Himmel herabgeweht. Hinter der Insel Antigoni erhebt sich das blanke Goldschild des vollen Mondes, die Sterne tauchen auf, und durch das rastlose Meer beginnt es schwefelblau zu huschen und zu zucken. Köhl schauert's durch die Lüfte: der Nordostwind, der „Poriaz“, springt auf. Und da erscheint unser „maitre d'hôtel“ mit der geschwungenen Dinerglocke auf Deck. Die bescheidene Völkerwanderung in den speisedunstigen Orcus hinab beginnt; die Nacht ist da.

„Miséricorde, Madame! la graisse est rance!“ jagt der große, starke und sehr cholerische Herr aus Marseille, meine erste Reisebekanntschaft an Bord, und hält sich die

Nase zu. Seine anmuthige, hochblonde Frau fühlt sofort die erste Anwandlung des gefürchteten „mal de mer“ und begiebt sich zu Bett. „Monseigneur“, der Bischof einer französischen Mission in Persien (jetzt auf dem Wege nach Paris, um fernere Weihen zu empfangen) rath irgend ein barbarisches Hausmittel an, worauf ihm der choleriche Ehemann vorschlägt, dasselbe zuvörderst an sich selbst zu versuchen. „Monseigneur“ lächelt stumm, in Alles vergebender Milde und versüßt sich an seinen Platz zwischen Capitain und englischer Aristokratie, die ihr eigenes Theeservice nebst den nöthigen Vorräthen zur Füllung und ein entsezliches Exemplar von „ladies' maid“ mit sich führt. Ladies' maid Nummer zwei ist die freundlichste Seele von der Welt und beklagt mich, weil ich, als einfache Reisende, mich von der allgemeinen, alcoholduftenden „Camériste“ des Schiffes bedienen lassen muß. Ein sehr mäßiges Vergnügen notabene.

Die Passagiere betrachten und befritteln einander hörbar und unhörbar während des für höchst nachsichtige Gäste zusammengebröselten Dinners. Jedes Individuum fühlt und hält sich als Einsiedlerkrebs in seiner Schale. Die heitere und gemüthliche Atmosphäre des „Douro“ von dazumal will sich nicht über diese jezige Arche Noäh verbreiten. Der Commandant scheint leberleidend; meine Cabinengenossinnen, Mutter und Tochter, anglo-arabische Mischrace, in Constantinopel daheim, halten mit meiner sanften, kleinen Kyria Samakoglou keinen Vergleich aus.

Die Beiden leben und weben nur im Wohl und Wehe eines schwarzbärtigen Parisers, der, so geht die interessante Sage auf Deck, im angenehmen Fieber der Ehescheidungspräliminarien steckt und die große Mitgift der reichen,

anglo-arabischen Jungfrau ersichtlich bereits im verschwiegenen Herzen erwägt. Er ist ein stattlicher Monsieur, aber er pocht mit Vorliebe schon sehr früh Morgens an unsere Cabinetthür und übermittelst, durch einen reichlich, großmüthig aufgethanen Spalt, der „maman“ oder der „chère amie“ seine Wünsche und stellt intime Fragen. „La maman“ behandelt mich feindselig, weil ich ihren Pèrascandal über Freunde und Fremde energisch zurückweise und Monsieurs Visiten während der Geheimnisse unserer ersten Toilettenstunde nicht „comme il faut“ finden kann.

Außer diesem Kleeblatt ein Gemisch von türkischer Feinheit, nordischer Beschaulichkeit und französischer Lebenslust. Die letztere personificirt sich in drei „grands commerçants“, die sich für meine Schriftstellerei lebhaft interessiren und alle Augenblicke fragen:

„Vous écrivez vos impressions, Madame? M'avez vous mis dedans? Mettez-y quelque chose pour moi; — voyons!“

„Monseigneur“ ist mir jedoch der Sympathischste. Feiner, armenischer Gesichtstypus, große, feurige Augen, Christusbart und sorgsam behandelte Tonsur unter malerischem Barett. Er redet mich „ma soeur“ an, fragt eingehend nach: „Messieurs Vinthorst et Doellingér“ und wird von mir „mon père“ genannt. Alle Stunden greift er zum Brevier und hat einen anbetenden, schlizäugigen „disciple“ in Fez und eselsgrauem Kaftan bei sich, dessen Studium der gallischen Geographie er mit Sanftmuth und Geduld leitet, so lange die Seekrankheit sie beide verschont.

Für's Erste bleibt das Wetter göttlich. An den Dardanellen nehmen wir die üblichen Türkenchaaren an Bord, die Nachts, wie eingewickelte Mumien, beim goldenen Mond-

schein im Freien schlafen. Assim-Agha, der mit seinem diplomatischen „Bey“ einem ernstern Jünglinge, wirklich in der Eigenschaft des Siegelbewahrers nach „Fransa“ reist, scheint schon jetzt vom Heimweh angepakt zu sein, nachdem er vor den Dardanellen zu tief in die Augen einer holden Landsmännin unter dem Schlafzelte geschaut. Er ist für jetzt sehr griesgrämig und reizbar. Gottlob aber wird die erste Prügelei zwischen ihm und dem Rahwédji ohne Messerzücken erledigt.

Am Nachmittage des Zweiundzwanzigsten haben wir Mytilini, das antike Lesbos, hinter uns und halten auf Smyrna zu, während Meer und Himmel um die Wette blauen. Gegen Sonnenuntergang, nachdem wir lange Zeit immer zwischen Riffen, Felseninseln und Inselchen und an lieblichen Ufern mit hellen Dörfern, Festungen und altersgrauen Schloßruinen hingedampft sind, liegt Smyrna vor uns. Ein sonderbarer Schwärmer hat es mir als Neapels Ebenbild geschildert. — Mag sein, daß selbst Neapel, das göttliche, nach Constantinopel seine volle Wirkung verfehlt. — Smyrna läßt mich jedenfalls kühl, im Andenken an mein kaum verlassenes Eden am Goldenen Horn. Dennoch muß man gerecht sein. Wunder schön gezackte Bergzüge, an deren Hängen sich die Stadt üppig und weitgebreitet hinlagert, formen die Meeresufer; der Hafen dehnt sich mächtig aus, von langen, eleganten Quais eingefast, die in Constantinopel gänzlich fehlen, aber auch Constantinopels Zauber und Glanz fehlen.

Die Mehrzahl der Passagiere begiebt sich für die Nacht schon an Land — (Smyrna's Kaïdjis scheinen mir auch um eine Note culturbelehrt wie die von Stambul und Galata) — wir Uebrigen, ein kleiner und gewählter Kreis, bleiben

bis morgen früh ruhig an Bord. Wir lassen uns den Thee in „My lady's“ feinem Geschirr auf Deck serviren und suchen uns ein geschütztes und zugleich lustiges Plätzchen, denn die Nacht ist so warm, als kochte die Luft um uns her, und die Moskitos summen bössartig.

Unser Schiff liegt hart am Quai, dessen langgereiht Gasflammen das glänzende Mondlicht förmlich tödtet. Der Quai ist sehr belebt: wir unterscheiden die hellen Kragenmäntel unserer lustigen Franzosen, die in eines der Cafés chantant verschwinden. Aus diesen unheiligen Hallen ertönen Väuta und Rithära, türkische und griechische Lieder, namentlich die endlosen, weichen Trillertiraden des symyriotischen:

„Ah — —! ta matia sou!“ „Ach, die Augen dein!“
Dazwischen die seelenlosen Hüpf- und Stampftöne des kleinen Orchestrions. Ein vorbeisclendernder Grieche trägt es auf dem Rücken; ein hinterdrein laufender Bengel dreht ihm die Kurbel, er selbst läßt seine klopfenden Finger lebhaft gegen das schellenbehängte Tambourin schwirren. Eine absonderliche Begleitung jener Feierkastenmusik.

Allmählich kommen hinten auf dem „Pont“ unseres Schiffes die schönen, jungen Frauen des vornehmen Türkenharems unter ihrem kühlen Zelte hervor und nähern sich behutsam unserem Damenkreise. Sie bringen sogar ihre bunten, brennenden Laternchen und Teppiche herbei und bilden, in ihren taffetnen Feredjés, den lose geschlungenen, klaren Taschmak um die holden Bajaderengesichter, eine wunderbar hübsche Gruppe, seitwärts von uns. — Leise fichern und tändeln sie mit ihren Kindern, rauchen Cigaretten und knuppern „Biskota“, den etwas faden Mandelbiscuit.
— Ich trete nach dem Thee zu ihnen heran und hole mir

das lieblichste der Kleinen vom Arm seiner Mutter auf den meinigen:

„Maschallah!“ welch' schönes Kind! Gott behüte dir's!

„Wie alt ist es? Bir sené: ein Jahr?“

„Bir butschuk sené, Allach schükür!“ belehrt mich die stolze Mutter: „Dank sei Gott — schon anderthalb!“ —

Dann werde ich eingeladen, mich zu ihnen auf den Teppich niederzulassen und an ihrer Mahlzeit theilzunehmen. Eine schlanke Mulattin in lang herabfließendem blauen Kittelhemde bringt den Pilaf, und ich muß, in Ermangelung jeglichen Eßgeräthes, mit möglichstem Anstande dem Beispiele meiner neuen Freundinnen folgen, das Reisgericht zwischen drei Finger der Rechten in die Hohlhand fassen und so verspeisen. Nach dem Pilaf giebt es den fetten Baklava-Kuchen und geeiste Kirschen, und mehrmals gießt uns zwischendurch die Mulattin aus schöner Messingkanne laues Wasser über die Hände in ein untergehaltenes Becken. Rosenconfekt, Kaffee und Cigarette machen den Beschluß, und ich wundere mich über mein eigenes Türkisch unter den anmuthsvollen Türkinnen. Das liebe Kindchen, das die Bekanntschaft vermittelt hat — „Ikbal“: „Glück“ ist sein Name — sitzt strampelnd und krähend in meinem Schooße, und sein dickes Pätschchen, dessen Gelenk eine kleine Kette echter Perlen schmückt, giebt mir eine grasgrüne rohe Pflaume, schon halb verzehrt und kernlos geworden, zum Geschenk.

Ich mache eine leichtverständliche Geste auf Mund und Magen: „Schadet das dem Kinde nicht, Hanum-Efendi?“

„Allah's Hand ist über seinem Leben!“ entgegnet die Hanum-Efendi mit beneidenswerthem Fatalismus, tupft ein unreifes Pflaumenrestchen mit ihrer zierlichen, hennah-

gefärbten Fingerspitze von Ikbal's Kirschmündchen fort und beruhigt sich bei ihrem Gottvertrauen. Es ist ein allerliebstes Zwischenspiel in meiner Reifecomödie, dies erste und einzige Haremserlebnis. Seinen ergötzlichen Schluß bildet eine Einladung für mich in's teppichgepflasterte Schlafzelt der Schönen. Nicht um zu ruhen; sondern um türkische und deutsche Damengarderobe eingehend zu vergleichen und ein bißchen „Verkleiden“ zu spielen. Wir verstehen einander nur mehr denn mangelhaft, aber wir lachen uns Thränen dabei. — Leider glaube ich nicht, daß ich eine verlockende „Hanum“ abgeben würde, aber — zu meiner Genugthuung sei's doch gesagt —: die holdselige „Hatidjé = hanum“ ebenso wenig eine bestrickende „gnädige Frau“!

Während der lieben, langen Nacht furren und stechen die Moskitos wie rasend, die Hafengewässer hauchen Moder aus, und ein strafwürdiger, entsetzlicher Mensch in der Nebencabine schnarcht wanderschütternd und sonder Pause. Dazu arbeitet mir zu Häupten der Krahn unablässig. Nechzend windet er Centnerlasten aus der „Cale“ empor und schleudert sie auf Deck; frachend wirft er wuchtige Stücke von oben in die Tiefe des Lagerraumes. Es ist eine wahre Höllennacht, und höllisch winseln, heulen und klaffen auch die wilden Hunde, die Smyrnas Straßen genau so bevölkern, wie die Straßen Constantinopels.

Was soll ich von Smyrna sagen? Achtundzwanzig Grad Réaumur im Schatten (falls solcher gewesen wäre!) schon früh um halb neun Uhr; eine Beleuchtung zum Augenblenden und ein primitives Dampferchen, das uns — einen der Reisegefährten und mich — durch köstlich lichtblaue Meeressfluthen hinüber nach Cordelió trägt, ein Willendorf,

ganz hübsch, sehr freundlich, aber nicht malerisch, trotz des großartigen Blickes auf Berge und Inseln und in ungemessene Wasserweite und auf das schön gelagerte Smyrna. In Cordelio habe ich einen Freund meines Pascha zu besuchen, Fano-Bey, Militärarzt a. D. Ich finde ihn nicht und sitze ein Weilchen mit seiner blassen, feinen Gattin: Pariserin und sehr deutschfeindlich, in einem herrlichen, immergrünen Bogengange des Gartens. Ein Stück Meeresblau schließt die lange Perspective des Laubganges ab. Eucalyptusbäume neigen sich zu seinen Seiten, und wucherndes Rosengerank hängt über ihn hin. „Madame“ schiebt ihr Buch bei Seite, und bei Liqueur und Gebäck kommen wir schließlich ganz gut mit einander aus.

Den Bey treffe ich später, nach Smyrna zurückgekehrt, wo die lastende und sengende Hitze alle Bazargelüste aus dem Felde schlägt. — Was für ein stolzer Mann ist er. Den Juden sieht man ihm nicht an. Er ist Spaniole und hat ein tiefbraunes, adlernasiges Gesicht, kluge, blitzende Augen, kohlschwarz wie Wimpern und Brauen. Dabei graues, volles Haar und dichten, silbernen Schnurrbart. Die hohe Gestalt bewegt sich mit der lässigen Grandezza, die man beim edlen Spanier vorauszusetzen pflegt. Die weiße Flanelljoppe mit Goldgalons, das hellblaue, rothstreifige Militärbeinkleid und das hohe Fez stehen ihm prächtig. Wir frühstücken zusammen im deutschen Restaurant Krämer an der „Marina“, dem Quai. Wiener Bier, Wiener Würstln, ein Wiener „Schani“, der auf „Zoahl'n!“ hört, und da draußen Türken und Inselgriechen, die sich vor den Thüren ihrer Kargilehs freuen. Einer von ihnen läßt, durch die glucksende Sangbewegung des Rauchens, zwei rothe Nelken im Wasserbehälter der Pfeife tanzen. Andere

Männer treiben lange Züge schwerbepackter Kameele den Quai entlang. Die großen, häßlichen Lastthiere sind mit Riemen und Ketten untereinander verbunden, und ihre barocken Schwanenhälse tragen eine Art Ruhglocken von tiefem und lautem Klange.

(Von meinem fürchterlich verunglückten Kameelritte in der Richtung „Ephesus“ schweige ich an dieser Stelle aus persönlicher Eitelkeit!)

Gegen Abend heißt's abermals: „Die Anker gelichtet!“ Noch lange grüßen uns vom Golf aus die Stadt und über ihr, auf dem steilen Felsenberge Pagos, das alte, feste Genueserschloß mit den finsternen Mauern und öden Moscheetrümmern.

Von Smyrna aus sind unsere Schiffscabinen überfüllt. Wir zählen jetzt zwölf Nationalitäten unter zweiunddreißig Passagieren. Neun unselige Herren, für die keine Betten mehr geschafft werden können, nächtigen in einer Art Schaspferch, der, genial mit Leinwand verkleidet, zwischen Maschinenraum und Salonküche liegt. Hitze, eine Auswahl von Fettgerüchen, Hebelgestampf, mangelhafte Waschgelegenheit, hartes Polster — was will man mehr zum Spaß verderben? Aber der Humor bleibt; denn von oben schauen Mond und Sterne freundlich in den Pferch, und frische Nachtluft, wonniges Meeresrauschen dringen herein, und dazu hat sich endlich fast Aller der Geist geselliger Fröhlichkeit bemächtigt, der die Nackenschläge einfach abschüttelt und etwaigen Mörglern und Narren eine Nase dreht.

Am Dreiundzwanzigsten Abends Mondfinsterniß. Krimsstecher und Operngläser steigen im Werth. Wie schön es ist, so zwischen den Inseln des Archipels auf glatter Fluth dahin zu gleiten, das läßt sich nicht beschreiben. Die Inseln gleichen

schwarzen, dräuend zerrissenen Schatten; vor uns, hinter uns, rings im Kreise. Das gedämpfte Licht des verschleierte[n] Mondes liegt als düsterrothes Band auf dem Wasser, droben die Sternbilder blitzen wie Diamanten. Dann wird der Mondrand hell, dann die ganze Scheibe. Die schwarzen Inselgespenster werden zu Gebilden aus Silberdunst gewoben, förmlich durchschimmernd, und nun wirft der Mond sein Licht wundervoll funkelnd und rein, als große Goldplatten, breite Streifen, launische Sterne über die Wellen hin, und das Kielwasser ist von flimmernden Medusen und Quallen durchsetzt. Ein zauberischer Anblick! Und daß auch das Ohr seinen Schmaus habe, kommen die griechischen und türkischen Landleute vom Pont zu uns herüber; Assim, mein Lautspieler und Sänger ist genesen und rührt mit seinen Schildpattstückchen die Saiten wie weiland Arion oder Orpheus selber. Zuerst singt das halbe Schiff mit; allmählig aber wird's andächtiges Schweigen rings im Kreise. Assim's klare Stimme tönt allein; Alles lauscht den wehmüthigen Weisen der Liebesklagen und Fischerlieder, die er improvisirt. Kaum einmal eine Pause des Nachdenkens zwischen den Strophen. Er ist wahrlich ein begnadeter Poet! — Als jedoch, von ihm angesteckt, plötzlich Monseigneurs schlißzügiger „disciple“ seine Löwenstimme zu einem gänzlich mißverstandenen Choral erhebt, geht ein Entsetzensschrei durch die erschrockene Kunde, und Monseigneur neigt sich lächelnd mir zu:

„Le pauvre! Acceptez, ma soeur, sa bonne intention bénévolement!“

Darauf begiebt sich Alles zur Ruhe, und morgen ist Sonntag.

Ich bleibe auf Deck; die Nacht ist zu himmlisch, meine

Cabine zu grausig im Zeichen der Seekrankheit. Man legt mir Decke und Matratze in eine viereckige Vertiefung, aus der man Stricke, oder was weiß ich, gütigst entfernt hat. Es ist sehr schön und angenehm; der Posten marschirt auf und ab. Das Diebslaternehen brennt und schwankt an der Kajütswand; leises Rucken und Knarren erschütterte das Schiff, und sowie sich's auf die Seite legt, sehe ich die unruhigen Wogen, silberbläulich durchfunkelt.

In meiner traulichen Nähe nächtigt der heilige Monseigneur und betet eifrig. Unvermuthet hält er inne, sieht mich starr an; seine Augen glänzen im Halbdunkel der Mondnacht, und er fragt:

„Vous-avez déjà faite votre prière, ma soeur?“

„Certainement, mon père.“

„Mais c'était bien peu, ma soeur!“

Sprach's und betete weiter. — Als ob's die Masse bringen müßte beim Gebet! „Pauvre, brave Monseigneur!“

Ich fürchte, ich habe in dieser Nacht trotzdem besser geschlafen als er, nach dem Bleichgesichte zu urtheilen, mit dem er gegen Vier, in rosiger Frühe, seine Morgenandacht verrichtet.

— Fünf böse Sturmtage! —

Am Sonntag früh liegen wir noch in stillem, spiegelndem Wasser vor Syra. Zu still ist's, zu grelle Blicke schießen die Strahlen der Morgensonne an der blendend weißen Hügelstadt hin; die Sturmmöwen kreischen, der Insel nahe, unruhig dicht über den flachen Wellen, in deren Tiefe ein finsternes Indigoblau auf und ab wallt. Feierlich klingen die Kirchenglocken der Kathedrale aus der Unterstadt herüber; fernher von der Höhe kommt das absehbende Geläut des Hagios-Georgios-Klosters, dessen bläuliche

Kuppel sich schön am Pyrgosberge abzeichnet. — kaum sind wir abgefahren, so beginnt schon der erste Tanz in dieser wilden Orgie der entfesselten Elemente. Sausender Wind, klatschende Regenböen jagen uns der dreigefingerten Spitze Griechenlands zu. Gegen Abend passiren wir das öde Cap Ang, wo die weiße Fahne des Höhlen-eremiten trübseelig gegen ihre Stange schlägt. Der wackere Alte selbst läßt sich nicht von seinem Wurzel- und See-krabbendiner hinweglocken. Er bleibt unsichtbar. — Während der schlaflosen Nacht sehe ich durch mein Lukensfenster Cap Matapan im bleichen Mondschein, wolkenumflogen, dräuend in seiner felsigen Unnahbarkeit. Der Sturm fliegt pfeifend hinter dem Schiffe drein und springt herum und treibt ihm zürnende Wellen mit weißen Schaumkronen und edelsteinsfunkelnden Schleppen entgegen.

Am Montag fordert das adriatische Meer seine Hexatomben. — In den Cabinen wird geächzt und gestöhnt, im Speisesaal lehnen blasse Sammerbilder gegen die Sophas; im Herrenpferch ist's fürchterlich. Der schlechte Kaffee, der selbst mich Seefeste mit seiner Zuthat zeretzter Milchhaut fast zu Fall gebracht hätte, bleibt gänzlich unberührt. Die Kellner brauen nichts als Thee, tragen Cognacflaschen hin und her, und der kleine, fidele Schiffsdoctor hantirt seelenvergnügt an seinem Medicinschränken. Das Verdeck ist menschenleer, nur die Schiffsjungen laufen hierhin und dorthin mit Tauwerk, Simern und Bürsten. Der Lootse steht am Steuer, und der Capitain marschirt, fest in seinen Paletot geknöpft, mit dem zweiten Lieutenant auf der Commandobrücke.

Von den Passagieren finde ich nur Monseigneur, Brevier in Händen, auf seinem Andachtsplätzchen hinten am Kiel sitzen. Als einzig Gesunde für heute gesellen

wir uns wieder zu einander, und bleiben treulich beisammen.

So vergehen die letzten Reisetage. Dieser und Jener wagt sich wieder aus der dumpfen Unterwelt hervor und versucht's, gleich uns, mit der starken, herben Luft hier oben unter dem blauen Himmel, über den die Sturmwolken ihre flatternden Bänder ziehen, ihre Ballen und Knäule hinwälzen. Zum Regen kommt es nicht mehr; im Gegentheil, die goldenste, heißeste Sonne kämpft sich immer wieder siegreich zwischen dem Windgewölk hervor.

Nichts als Meer und Himmel. Ich werde nicht müde, die lichtblauen Glasberge der Wogen zu bewundern, die, von breiten, weißen Kämmen überragt, unaufhörlich herabrausen und unser gutes Schiff herumwerfen. Ein tolles Wetter! — Das schlingert, rollt, schwankt und stampft Tag und Nacht. Um Stromboli und die übrigen Liparen tobt wilde Brandung, und wir sehen haus hohe Gischtmassen am Regel des Vulcans hinausspritzen. In der Straße von Messina schaukeln wir, zur hellen Verzweiflung aller kaum Genesenen, wie in der Wiege, die ein roher Dienstbotenfuß in Schwung setzt. Der todesbleiche Assim muß mitten im Liede abbrechen und, Läuta unter'm Arm, schlotternd in sein Zelt zurückkriechen. Die übrigen Türken haben uns schon in Syra verlassen.

Am Achtundzwanzigsten geht mir auf dieser Seefahrt die Sonne zum letzten Mal unter, zwischen Corsica und Marseille. Ich stehe mit Monseigneur am Kiel, und wir vertiefen unsere Blicke in die mächtige, blutrothe Feuersbrunst im Westen. Schwarze Sturmwolken drücken wie eine übermächtige Dämpfung auf die Himmelsflammen, das zürnende

Meer peitscht uns die Sprühe in's Gesicht, der Wind zerrt an meinem Kleide und an Monseigneurs schwarzer, rothpassepoilirter Soutane.

„Dieu est bien grand, ma soeur!“ sagt er und zieht mich an der Hand vor der Riesenwoge zurück, die zischend und brausend heranstürmt und sich über Bord auf die andere Seite wirft.

„Gott ist sehr groß!“ — er hat Recht, und die Welt ist ein Wunderwerk in ihrem ewigen Wechsel. In Marseille blühen und duften die Rosenhecken; sie ziehen sich bis Avignon hinunter in entzückender Pracht, und die reifen Kirschen glühen rubinengleich im dunkelgrünen Laube. — Daheim im deutschen Norden grüßen mich die letzten Weilschen; die Maienglocken stehen üppig, und der Flieder öffnet seine Knospen.



Leipzig,

Druck von Ramm & Seemann.

In demselben Verlage ist erschienen:

Sultan Abdul Hamid II.

und die Reformen in der Türkei

von

Karl Künker.

→ Preis 75 Pf. ←

So wenig umfangreich die Broschüre ist, so enthält sie doch eine Menge Material, das Einblick gewährt in das Treiben am goldenen Horn, und wir können ihre Lektüre angelegentlichst empfehlen.
Leipziger Zeitung.

Im Bickzack durch den Orient.

Reisebilder

von

Woldemar Urban.

Preis 1 M. 50 Pf.

Verfasser der bereits früher an dieser Stelle besprochenen Romane „Marich“ und „Das siegende Kreuz“ hat nunmehr seine Reiseindrücke kurz skizzirt, so zwar, daß der Leser aus den flüchtig hingeworfenen Zeilen mehr entnehmen kann als aus langathmigen Reisebeschreibungen.

„Wer seine Jugendzeit verhoct daheim
Den schickt man alt, mit seiner Weisheit heim!“

An Bord der „Augusta Victoria“ machte Verfasser folgende Tour, nachdem er Riviera, Monaco, Nizza berührt und sich in Villafranca eingeschifft: Ajaccio, Alexandria, Jassa, Smyrna, Konstantinopel, Bosphorus, Athen, Korfu. Von diesen Orten aus unterließ er nicht Seitenabstecher z. B. nach Kairo, Jerusalem, Bethlehem u. a. zu machen: — so enthält das Büchlein eine Fülle von Reiseindrücken, die, mit einer seltenen Frische niedergeschrieben, wohl unsere Wander-

lust zu erregen im Stande sind. An Strapazen und Enttäuschungen hat es Verfasser nicht gefehlt, doch, wo viel Licht ist, ist auch tiefer Schatten — und das gilt ganz besonders vom Orient. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich dort sehr eingehend umzusehen und wir gewinnen aus den hingeworfenen Bildern fast die Ueberzeugung, es sei vielleicht zweckmäßiger, seine Urlaubszeit im alten Mitteleuropa irgendwo hin- und herwandernd zu verbringen. „Das gelobte Land“ besonders zieht uns nach dem Geschilderten gar nicht mehr recht an, — es scheint auch jetzt nicht besser dort als zur Zeit der Kreuzzüge zu sein. Heutzutage giebt es einen milderen Weg zur Ausplünderung, die Erhebung von Bakshijsch. Jeder Schritt wird durch Zudringlichkeit verleidet; — wer Urban's Tournée einzuschlagen gedenkt, möge sein Büchlein vorher lesen, er findet sicher mannigfache Belehrung.

Die Balkanländer.

Von

Emil von Laveleye.

Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi.

(1888 erschienen.)

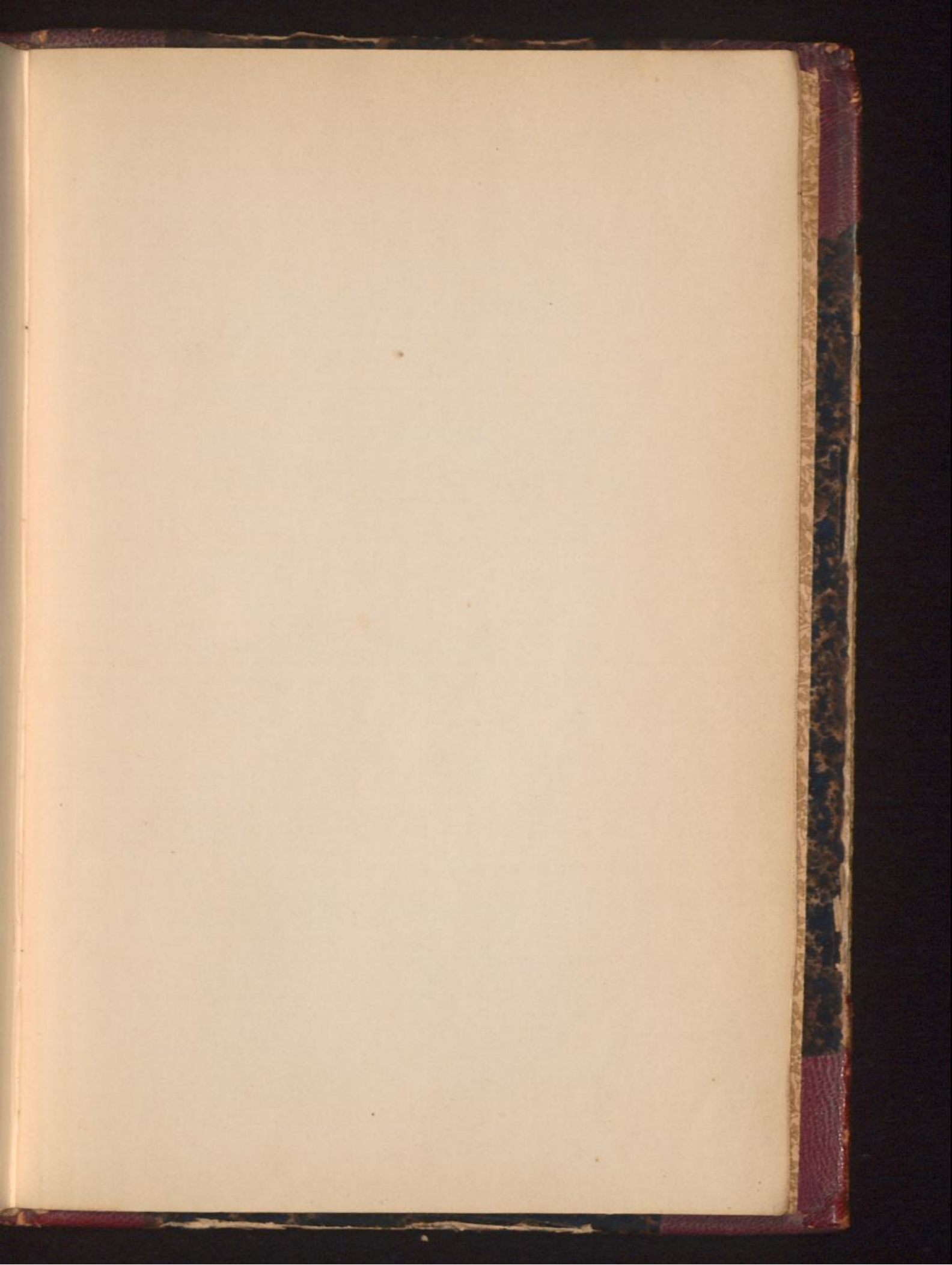
2 starke Bände. Geheftet. Statt 15 Mark jetzt 6 Mark.

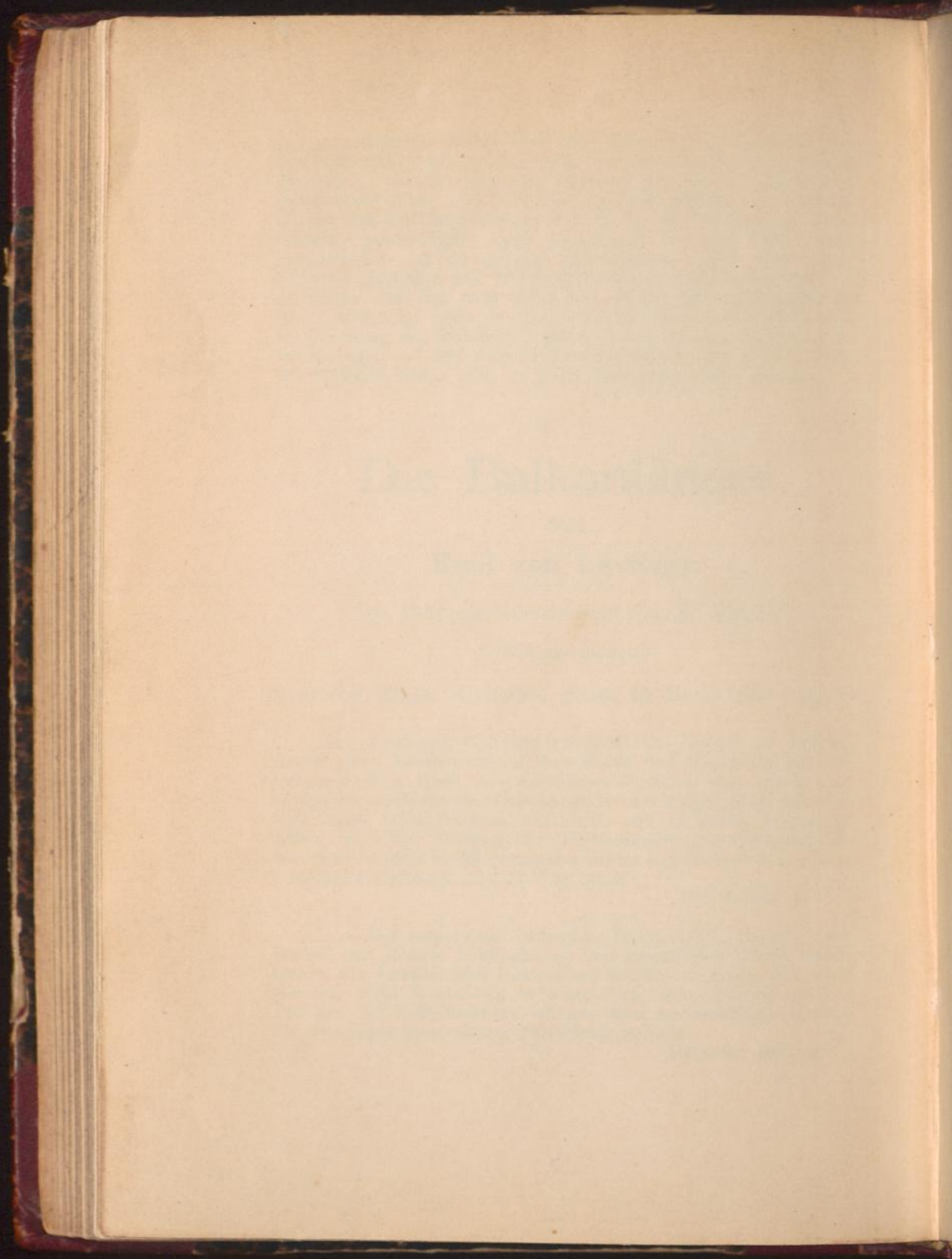
Der verdiente Gelehrte schildert die Völker der Balkanländer, ihre Anschauungen, ihre Sitten und Gebräuche mit lebhaften Farben, doch mit sichtlicher Vorliebe, was seinen Darstellungen zuweilen ein etwas subjektives Gepräge giebt. Dennoch sind seine Schilderungen werthvoll, und er billigt keineswegs Alles, was den Völkern der Balkanländer eigenthümlich ist, namentlich dann nicht, wenn sich dieses Eigenartige dem Culturfortschritt hindernd in den Weg stellt.

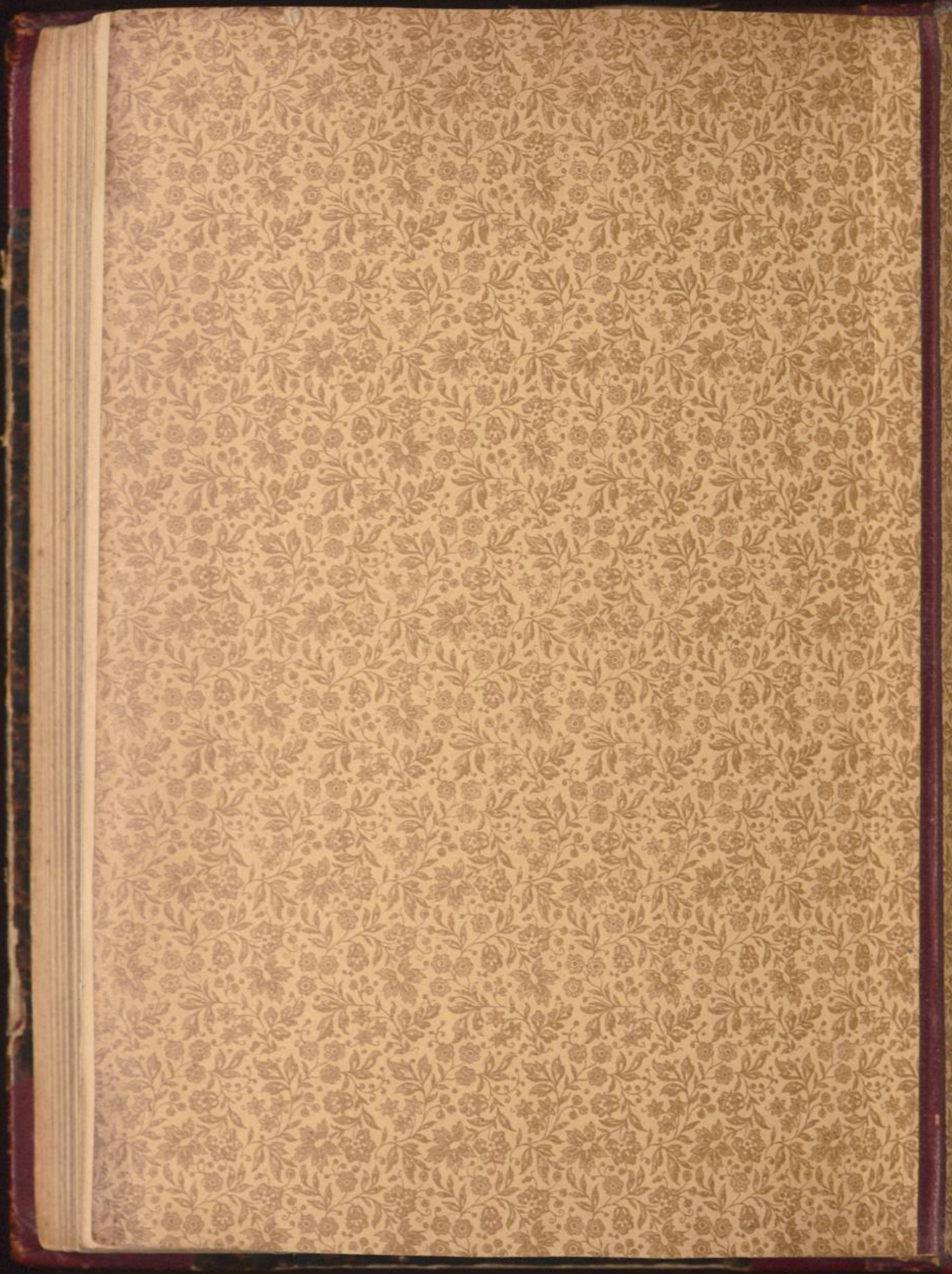
„Die Gartenlaube.“

. . . Die angenehm zwanglose Darstellung, die sich doch überall auf scharfe Beobachtung und gründliches Wissen stützt, macht die Lektüre des lehrreichen Werkes zu einem doppelten Genuss. Sein Erscheinen in einer Zeit, deren Politik mit dem Problem der Balkanstaaten eifriger denn je beschäftigt ist, muss als besonders angemessen bezeichnet werden.

„Rigasche Zeitung.“







Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen

46\$0 00 224 393 8



